

Spiritualität konkret 2019



ZENTRUM MARIA WARD



EXERZITIEN - /TAGUNGSHAUS
SPIRITUALITÄT - ANGEBOTE
FORUM IGNATIANUM
GEDENKSTÄTTE MARIA WARD

Ein Wort zuvor



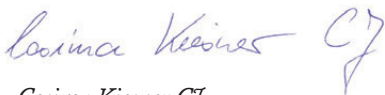
Liebe Freunde und Freundinnen
der Congregatio Jesu,

die Dankbarkeit ist eine nicht zu unterschätzende Tugend. Ihre Auswirkungen sind im einfachsten Alltag erlebbar. Ein Danke aus meinem Mund kann gehetzte Gesichter entspannen und ein kurzes, freundliches Gespräch auslösen. Ein Danke wiederum, das mir geschenkt wird, ermutigt mich darin, weiterhin aufmerksam zu sein und anderen kleine Wohltaten zu erweisen.

Im geistlichen Leben spielt die Dankbarkeit eine große, ja eine entscheidende Rolle. Sie zu üben und zu pflegen, gilt als ein bewährter Weg geistlichen Fortschritts. Darum beginnt dieses Heft *Spiritualität konkret 2019* mit Texten zu diesem Thema, um dann mit biblischen Reflexionen, Erfahrungsberichten und Impulsen zum eigenen Beten auch Schwierigeres im Leben in den Blick zu nehmen. Das Ziel, so unterschiedlich die Autorinnen auch schreiben, bleibt stets das eine: Gott im Leben einen Platz zu geben, auf Ihn zu vertrauen und von Ihm verwandelt zu lassen, was dem Leben nicht dient. Zur Fülle des Lebens sind wir unterwegs, und die schenkt Gott.

Lassen Sie sich beim Lesen Zeit, verkosten Sie langsam und entdecken Sie die Anregungen und Einladungen Gottes in Ihrem Leben. Dann hätte „Spiritualität konkret“ seinen Zweck erfüllt. Gott segne Sie und jeden Tag Ihres Lebens.

Mit herzlichem Gruß



Cosima Kiesner CJ

ZENTRUM MARIA WARD

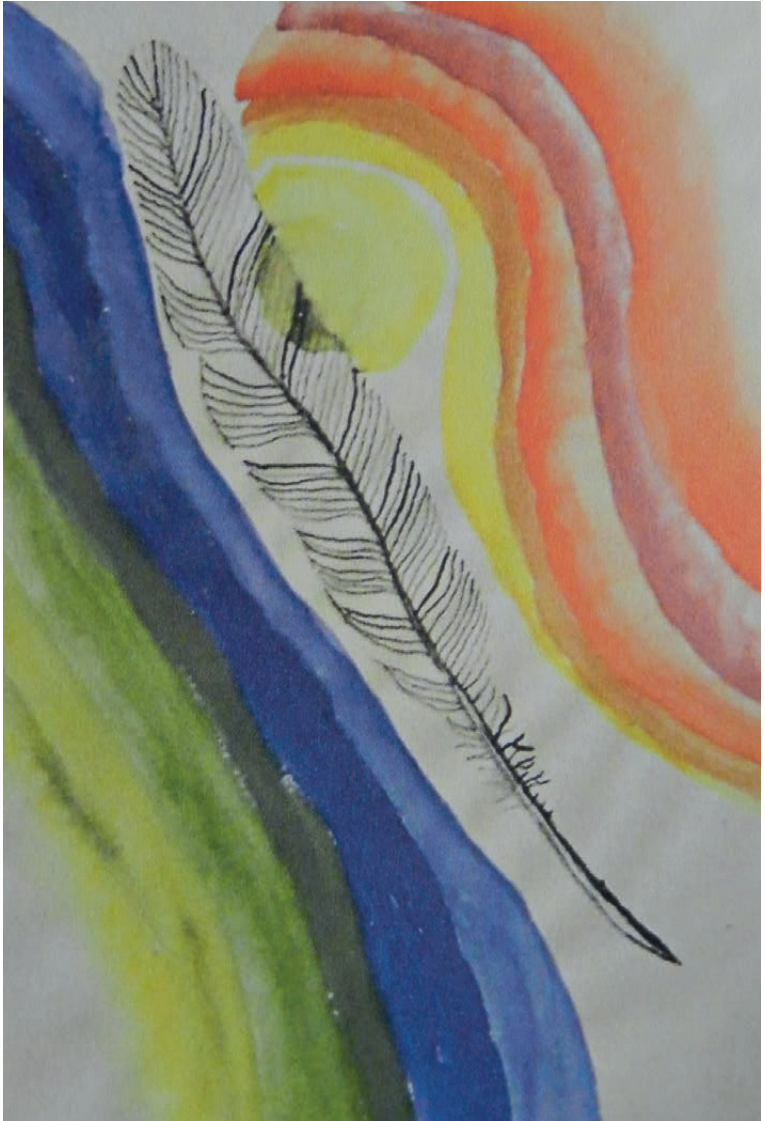
Inhalt

- 01 Ein Wort zuvor
- 04 Dankbar – undankbar – dankbar
Von Sr. Beate Neubertb Cf
- 06 Sich mithilfe ignatianischer Spiritualität in
Dankbarkeit üben
Von Sr. Johanna Schulenburg Cf
- 12 Vom Frühling lernen
Von Sr. Birgit Stollhoff Cf
- 14 Heimat im Glauben? Von Vagabunden und Hausgenossen
Von Sr. Magdalena Winghofer Cf
- 22 Impulse zu Worten Mary Wards
Von Sr. Ursula Dirmeier Cf
- 26 Kein Überraschungs-Ei –
eine gute Entscheidung braucht Mut!
Von Sr. Birgit Stollhoff Cf
- 29 Biblische Vergewisserung?
Von Sr. Igna Kramp Cf
- 37 Bildbetrachtung: ...ich bin herabgestiegen (Ex 3,8)
Von Sr. M. Barbara Kusche Cf
- 40 Versehrtes Leben
Von Sr. Magdalena Winghofer Cf

- 44 Gnade und Freiheit. Paulus und die Exerzitien
Von Sr. Igna Kramp Cf
- 48 Bei Jesus bleiben
Von Sr. Cosima Kiesner Cf
- 51 Schreib auf!
Von Sr. Igna Kramp Cf
- 59 Zwischen Hochgebirge und Halbwüste
Von Sr. Magdalena Winghofer Cf
- 65 Urlaub – eine Vertrauensübung!
Von Sr. Birgit Stollhoff Cf
- 68 Hohler Baum mit pinkfarbenem Stühlchen
Von M. Barbara Kusche Cf
- 71 Was ist da heilig?
Von Sr. Magdalena Winghofer Cf
- 75 Versprechen eingelöst
Von Sr. Cosima Kiesner Cf
- 77 Unsere Autorinnen
- 78 Ein Wort zum Abschluss
- 80 Impressum

Dankbar - undankbar - dankbar

Von Sr. Beate Neuberth CF, Bamberg



Der Exerzitienbegleiter fragte mich: Versuche doch „Dankbarkeit“ zu malen? Dankbarkeit – wie kann man so einen abstrakten Begriff ins Bild bringen? Ganz zufällig sah ich im Meditationsraum eine große, schlanke Feder in einem Strauß: Ja, das ist es: Wenn ich dankbar bin, dann bin ich leicht wie eine Feder. Sie hat schon einiges überstanden, hat immer wieder auch Federn gelassen, aber sie ist immer noch eine wohlgestaltete Feder. Sie wird einerseits vom naturhaften Alltag fast berührt, hat aber einen großen Schutzschirm von Liebe, Gnade und Barmherzigkeit. So ist sie durchlässig nach allen Seiten hin.

Dankbarkeit ist ein großes Thema in meinem Alltag. Jeden Tag schließe ich mit dem Tagesrückblick, der liebenden Aufmerksamkeit ab. Seit Jahren gibt es keinen Tag, für den ich nicht danken kann. Und wenn er noch so grau, öd, belastend ist, Gott hat immer für mich ein Zeichen, „eine Feder“ über die ich mich freue, die meine Wirklichkeit erhellt und mich aufbaut.

Mary Ward (1585 – 1645), unsere Ordensgründerin weiß, wem sie verpflichtet ist, wenn sie sagt: „Es ist Undankbarkeit und zwar eine der größten, wenn man denkt, alles komme nur zufällig.“ Und Ignatius von Loyola schreibt 1542 an einen Mitbruder: „Unter allen vorstellbaren Übeln und Sünden gehört die Undankbarkeit zu den verabscheuungswürdigsten Dingen vor unserem Schöpfer und Herrn und vor den Geschöpfen; denn sie ist Verkennung der empfangenen Güter, Gnaden und Geschenke.

Tag und Nacht wird uns ungeheuer viel geschenkt – und wir nehmen so vieles als selbstverständlich. Wenn wir wenigstens einmal am Tag uns Zeit nehmen, zu reflektieren, dann können wir staunen oder beschämt sein und dann auch von Herzen dankbar. Unser Leben bekommt eine andere Dynamik, tiefen Sinn und eine größere Leichtigkeit – eben wie eine Feder!

Und wann fangen Sie an, dankbar zu sein?

Sich mithilfe ignatianischer Spiritualität in Dankbarkeit üben

Von Sr. Johanna Schulenburg Cf, Wien

Erschienen in: *geist.voll – spirituell orientierend praktisch*, Heft 4/2018

Ignatius von Loyola (1491 – 1556) empfiehlt in seinem Exerzitienbuch (EB), sich täglich eine Weile Zeit zu nehmen, um den bisherigen Tag vor Gott im Gebet anzuschauen. Und er lässt es damit beginnen, „Gott, unserem Herrn, für die empfangenen Wohltaten zu danken“ (EB 43). Unter den Bezeichnungen von „Tagesrückblick“ oder „Gebet der liebenden Aufmerksamkeit“ hat dieses Gebet Eingang gefunden in die ignatianische Weise des Betens. Für Ignatius war es die wichtigste Viertelstunde des Tages.

Der Dankbarkeit misst Ignatius im geistlichen Leben eine derart zentrale Bedeutung bei, dass er einen seiner Mitbrüder eindringlich vor Undankbarkeit warnt. Sie sei „unter allen vorstellbaren Übeln und Sünden ... eines der vor unserm Schöpfer und Herrn und vor den Geschöpfen ... am meisten zu verabscheuenden Dinge“. Denn sie sei „Verkennung der empfangenen Güter, Gnaden und Geschenke; Ursache, Anfang und Ursprung aller Übel und Sünden“ (Briefe und Unterweisungen (BU) 68). Das sind deutliche, vielleicht sogar erschreckende Worte. Was mache ich denn, wenn ich in mir keine Dankbarkeit vorfinde, oder es in meinem Leben gerade nichts gibt, wofür ich dankbar sein könnte?

Dankbar sein für alles...

Hier würde Ignatius wahrscheinlich antworten, dass das gar nicht sein kann. Denn er war davon überzeugt, „dass sowohl das Widrige wie das Förderliche eine Wohltat Gottes unseren Herrn ist“ ... man könne „Mühen nicht nur ohne Murren, sondern *auch* mit

Danksagung“ ertragen (BU 567). Ignatius lebte aus der Erfahrung, dass alles von Gott kommt, das Schwierige wie das Leichte.

In einem Brief an einen anderen Mitbruder lässt er seinen Sekretär Polanco schreiben, dass die „göttliche Güte mit gleicher Liebe und Milde die Mühen, Beschwerden, Anfechtungen und Widrigkeiten sendet, mit der sie die Ruhe und Zufriedenheit und Freude und alles Gedeihen zu senden pflegt...“. Gott teile zu, wie es angebracht ist, „wengleich nicht, wie es uns mehr gefällt“ (BU 622). An anderer Stelle beteuert er sogar, „dass die Vorsehung unseres liebendsten Vaters und weisesten Arztes auf diese Weise mit denen voranzugehen pflegt, welche er sehr liebt“ (BU 540).

Hierin finden wir den Schlüssel zu Ignatius' Einschätzung der Dankbarkeit: Ignatius ist für alles – wirklich alles – dankbar, weil er auch alles als Ausdruck von Gottes Liebe erfährt und versteht. Es gibt für ihn nichts, was nicht von Gott kommt. Ihm wurde die tiefe Erkenntnis geschenkt, dass Gottes Geschöpfe und Gaben allesamt Ausdruck von seiner unendlichen Liebe zum Menschen sind. Denn Gott werde niemals zulassen, „dass wir mehr versucht oder bedrängt werden, als wir ertragen können. Vielmehr vertraut, wer seine sanfteste Vorsehung ansieht, verdientermaßen darauf, dass alles zu seinem Guten mitwirken muss“ (BU 566).

Ignatius wurde nicht müde, seinen Förderern und Freunden zu danken. Aber seine Einsichten ermöglichten es ihm auch, mit seinem Blick nicht an den menschlich gegebenen Hilfen hängen-zubleiben, sondern ihn auf den Ursprung von allem zu richten. Er sah allein in Gott das ganze Fundament seiner Hoffnung und ordnete menschliche Hilfen nicht höher ein als die gnadenhaften Hilfen Gottes (BU 268). Er erkannte sogar im Scheitern von eigenen Plänen das umsichtige Wirken Gottes, der besser weiß, was zum Ziel führt: „Und so muss man der göttlichen und höchsten Güte dafür, dass sie das abgewandt hat, was man suchte, nicht

weniger von Herzen Dank sagen, als wenn man es erreicht hätte, weil man davon ausgehen muss, dass das Mittel, das keinen Erfolg hat, nicht angebracht war“ (BU 876).

...denn alles kommt von Gott

Ignatius zeigt eine Haltung zum Leben, die sich schon beim heiligen Paulus findet. Der Apostel schreibt in seinem ersten Brief an die Thessalonicher: „Freut euch zu jeder Zeit! Betet ohne Unterlass! Dankt Gott für alles; denn das ist der Wille Gottes für euch in Christus Jesus“ (1 Thess 5,16–18). In diesem Sinne heißt es auch im Brief an die Epheser: „Lasst in eurer Mitte Psalmen, Hymnen und geistliche Lieder erklingen, singt und jubelt aus vollem Herzen dem Herrn! Sagt Gott, dem Vater, jederzeit Dank für alles im Namen unseres Herrn Jesus Christus!“ (Eph 5,19–20). Jahrhunderte später formuliert der Jesuit Alfred Delp aus dem Gefängnis heraus: „Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen und erleben sie nicht durch bis an den Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott herausströmen. Das gilt für alles Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die anbetende, hingebende Antwort. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir oft gesucht haben“ (Brief vom 17. Nov. 1944).

Was heißt das nun für unser eigenes Leben? Man spürt wohl intuitiv, dass man sich eine derart tiefe Einsicht nicht einfach selbst verschaffen kann, sondern dass sie Resultat einer Erfahrung ist, die der göttlichen Gnade entspringt. Aber wenn Dankbarkeit aus der Erfahrung der Liebe Gottes wächst und umgekehrt Undankbarkeit gerade diese Erfahrung, Gott als den Geber von allem zu erkennen, verstellt – wie kann es dann gelingen, zu einer dankbaren Grundhaltung zu finden?

Das tägliche Üben

Auch hier weiß Ignatius Rat: Indem man übt! Indem man sich einübt, im täglichen Leben immer wieder aufmerksam auf das Geschehen des Tages zu schauen und darin die kleineren und größeren Gaben zu entdecken. Sei es die Blume am Wegesrand, die zufällige Begegnung beim Einkauf, einige Minuten der Ruhe nach der Arbeit... es ist schlichtweg unmöglich, nicht zumindest eine Sache am Tag zu finden, für die man danken kann. Ignatius lässt diese Erfahrungen in seinem Exerzitienbuch in die sogenannte „Betrachtung, um Liebe zu erlangen“ einfließen: Die betende Person soll „wägen, wieviel Gott, unser Herr, für mich getan hat und wieviel er mir von dem gegeben hat, was er hat, und wie weiterhin derselbe Herr sich mir... zu geben wünscht, sosehr er kann.“ (EB 234). Der/die Betende soll schauen, „wie Gott in den Geschöpfen wohnt“, indem er allem Sein gibt, es belebt, Wahrnehmung und Verstand gibt; „und so in mir“, indem er mir Sein gibt, mich beseelt, mich wahrnehmen und verstehen macht (EB 235). Und Ignatius lässt die betende Person betrachten, wie Gott sich in allen geschaffenen Dingen auf dem Angesicht der Erde für sie müht und arbeitet und wie alle Güter und Gaben von oben herabsteigen (EB 236, 237). Ignatius lässt also keinen Bereich des Lebens aus, in dem man nicht doch irgendwie etwas finden kann, für das es zu danken lohnt.

Und eben auch für die Widrigkeiten des Lebens. Der indische Jesuit Anthony de Mello (1931 – 1987), ein erfahrener geistlicher Lehrer der ignatianischen Spiritualität, lädt am Ende seines Buches „Meditieren mit Leib und Seele“ (Kavelaer 2012) zum Gebet des Lobpreises ein. Der/die Betende soll Schmerz oder Leid, eigenes Schuldigwerden oder Frustration als solches wahrnehmen und dann Gott ausdrücklich für diese schwierigen Situationen im Leben danken, um auf diese Weise dem Glauben Raum zu geben, dass sogar diese in den Plan Gottes für einen selbst gehört, und

dass Gott selbst daraus Nutzen erwachsen lassen kann. Auch wenn man es (noch) nicht sieht.

De Mello illustriert dies mit einer wohl bekannten chinesischen Geschichte. Sie erzählt von einem alten Bauern, der ein altes Pferd für die Feldarbeit hatte. Eines Tages entfloh das Pferd in die Berge, und alle Nachbarn bedauerten sein Pech. Der Bauer aber antwortete: „Pech? Glück? Wer weiß?“ Eine Woche später kehrte das Pferd mit einer ganzen Herde von Wildpferden aus den Bergen zurück. Diesmal beglückwünschten die Nachbarn den Bauern wegen seines Glücks. Seine Antwort hieß: „Glück? Pech? Wer weiß?“ Als der Sohn des Bauern versuchte, eines der Wildpferde zu zähmen, fiel er vom Rücken des Pferdes und brach sich ein Bein. Jeder hielt das für ein großes Pech. Nicht jedoch der Bauer, der nur sagte: „Pech? Glück? Wer weiß?“ Ein paar Wochen später marschierte die Armee ins Dorf und zog jeden tauglichen jungen Mann ein, den sie finden konnte. Als sie den Bauernsohn mit seinem gebrochenen Bein sahen, ließen sie ihn zurück. War das nun Glück? Pech? Wer weiß?

Dankbarkeit als Grundhaltung

Das bedeutet nicht gleich, dass man Dankbarkeit auch fühlt. Hierin liegt vielleicht eines der häufigsten Missverständnisse in Bezug auf die Dankbarkeit. Dankbarkeit ist nicht einfach ein Gefühl, so dass man nicht dankbar ist, wenn man sie nicht spürt. Dankbarkeit ist eine Grundhaltung, mit der man sich immer wieder bewusst macht, dass nicht alles von einem selber abhängt. Wer dies regelmäßig praktiziert, lernt mehr und mehr zwar das Mögliche selbst zu machen, das Gelingen der Bemühungen dagegen Gott zu überlassen und auch die Entscheidung darüber, was Glück oder Unglück darstellt. Er wächst in der Fähigkeit, mit dem zu leben, was ist, und loszulassen, was nicht (mehr) ist und in all dem zu erkennen, dass es zum Guten gereicht. Das mag langsam gehen, aber letztlich ist ja auch das von Gott geschenkt.

Aber macht dies nicht unfrei? Sind wir dann nicht letztlich in unserem eigenen Leben nur Mitwirkende, die gute Miene zu bösem Spiel machen? Nicht, wenn man versteht, dass es darum geht, sich der unendlichen Liebe Gottes zu überlassen, in den Kreislauf von Geben und Empfangen einzutauchen. Für Ignatius ist ja die Erkenntnis, dass alles von Gott kommt, untrennbar verbunden mit der Erfahrung der unendlichen Liebe Gottes zum Menschen. Ignatius beschreibt das Wesen der Liebe so: „Die Liebe besteht in Mitteilung von beiden Seiten: nämlich darin, dass der Liebende dem Geliebten gibt und mitteilt, was er hat, oder von dem, was er hat oder kann; und genauso umgekehrt der Geliebte dem Liebenden (EB 231).“ Dies setzt freilich die Bereitschaft voraus, sich beschenken zu lassen; die Bereitschaft, nicht alles selbst machen zu wollen; die Bereitschaft, sich dem Schenkenden zuzuwenden und zu verdanken.

Vom Frühling lernen

Von Sr. Birgit Stollhoff Cf, Hannover

Erschienen in: Augsburger Sonntagszeitung, Nr. 8/2018

„Von den Büschen im Frühling Erneuerung lernen“, so lautet eine Zeile des Gedichtes „Leben lernen“ von Ute Latendorf. Ich habe mir für dieses Frühjahr vorgenommen, zumindest einmal die Woche in aller Ruhe durch unseren Garten zu gehen. Ich möchte mitbekommen, wie aus den kleinen dunklen Knoten an den Stämmen erst ganz leise grüne Knospen werden, wenn dann die Farbe hervorblitzt und sich schließlich langsam und verschlafen die Blüte auseinanderfaltet. Ich möchte lernen, was es heißt, jedes Jahr neu und immer einzigartig von vorne anzufangen. Denn so, wie es die Natur vormacht, ist es auch bei uns Menschen: Es braucht die dunklen Ruhezeiten und danach die Neuanfänge, die Aufbrüche. Ich brauche meine stillen Phasen, in denen ich abschalte, nicht denke, allenfalls spiele oder träume. Ich brauche meine Rhythmen zwischen Ruhe und Anspannung, etwa Semesterferien, Prüfung und Lernen. Auch zu meinem Ordensleben gehören die großen Feiern, der Gemeinschaftsalltag und die Einsamkeit. Bei meiner Arbeit gibt es die kreativen Highlights, die nachdenklichen persönlichen Arbeiten und die handwerklich guten unspektakulären Aufgaben. Alles hat seine Zeit, sagt das Buch Kohelet. Von der Natur können wir dieses Vertrauen lernen.

Was mich seit der Vorlesung zur Schöpfung im letzten Semester im Rahmen meines Theologiestudiums wieder neu beeindruckt, ist der erste Schöpfungsbericht: Sechsmal stellt Gott fest, dass seine Schöpfung gut ist. Zweimal segnet er: die Tiere und die Menschen. Am Schluss übergibt er die Schöpfung den Menschen und ist überzeugt „Siehe, es war sehr gut!“ Und dann? Dann ruht

Gott. Das Ruhen steht in einem seltsamen Gegensatz zu Gottes Allmacht und Schöpferwirken. Deswegen tun sich Gläubige des islamischen Glaubens schwer damit. Ist Gott jetzt erschöpft? Das Ruhen, so habe ich es gelernt, bedeutet, dass Gott sich das letzte Urteil vorbehält, dass die letzte Wertung über alles, was wir mit der Schöpfung machen, nicht uns obliegt. Eine andere Deutung lautet: Die Ruhe erst vollendet die Schöpfung. Erst wenn zur Aktion die Kontemplation kommt, ist es sehr gut. Die Erde hat jetzt lange geruht und die Geduld von solch eher leistungs- und arbeitsorientierten Menschen wie mich wieder sehr strapaziert. Jetzt bin ich neugierig auf den Frühling. Ich möchte erleben, wie die Natur großzügig wie jedes Jahr neu und unberechenbar kreativ Unikate schafft, um sie mit der gleichen Leichtigkeit im Herbst wieder abzugeben, fallenzulassen. Die Natur rechnet nicht vor: „Letztes Jahr habe ich 100 Samen auf die Erde fallen lassen und nichts ist draus geworden!“ Verschenken ist hier keine Werbestrategie, sondern ihr Wesen.

Da kann ich nicht mithalten. Für uns Menschen kommt danach noch die Geschichte mit dem Sündenfall. Wir stolpern zu gerne über unsere eigenen Beine, wollen es nicht der Natur, sondern Gott nachmachen. Manchmal fehlt uns einfach die Ruhe und Gelassenheit der Schöpfung, ihre Großzügigkeit, ihr Vertrauen in das „Teilweise“, in das Unvollendete. Am Schluss wird dieses Vertrauen das Einzige sein, was bleibt. Wenn es bei der Beerdigung lautet: „Der Herr vollende, was er in Dir begonnen hat“, können wir nur hoffen, dass Gott sich dann auch ein bisschen zurücklehnt und sagen kann: „Es war gut.“

Heimat im Glauben? Von Vagabunden und Hausgenossen

*Eine Ansprache rund um das Thema Heimat (ausgehend vom Psalm 23)
Von Sr. Magdalena Winghofer Cj, Nürnberg*

„Im Haus des Herrn darf ich wohnen für lange Zeit“. Die neue Einheitsübersetzung schreibt gar: „heimkehren werde ich ins Haus des Herrn“. Ein Zuhause finden im Haus Gottes. Dort bin ich sicher vor allen, die mir etwas anhaben wollen. Bei ihm kann ich ausruhen von allen mühsamen Wanderungen im finsternen Tal. Ich habe meinen Platz am gedeckten Tisch, der Becher ist gefüllt.

Vielleicht ist der Ps 23 – auch – deshalb bis heute so beliebt, weil er die urmenschliche Sehnsucht nach Heimat trifft. Und verspricht: Gott erfüllt sie. Heimat im Glauben.

Heimat hat mit Zugehörigkeit und Ankommen zu tun. Heimat, das bedeutet Vertrautheit, Sicherheit und Stabilität. Heimat verspricht Geborgenheit. Heimat ist zuletzt und zutiefst ein Gefühl: sich zugehörig, sicher und geborgen, eben „beheimatet“ fühlen und erleben.

Heimat ist aber eine Sehnsucht, die in unserer Gesellschaft und Zeit immer stärker bedroht ist – und genau darum artikuliert sie sich immer stärker. Die Frage nach Heimat wird in den letzten Jahren gesellschaftlich diskutiert: Wenn Menschen aus anderen Regionen und Kulturen zu uns kommen, bekommen Menschen hier Angst um die Vertrautheit und Sicherheit ihres Zuhauses. Die Frage nach Heimat wird aber auch in der Kirche diskutiert im Kontext von strukturellen Veränderungen: Menschen haben Angst, dass Kirche ihr vertrautes Aussehen verliert.

Die Frage nach Heimat scheint mir zum Zeichen der Zeit geworden zu sein: Immer weniger Menschen verbringen ihr ganzes Leben an ihrem Heimatort oder üben den einmal erlernten Beruf bis zur Pensionierung aus. Immer mehr Menschen wandern durch ihr Leben an verschiedenen Orten, in verschiedenen Aufgaben, in wechselnden Familien- und Beziehungskonstellationen. Es ist wenig, was sicher, konstant und vertraut bleibt.

Unsere Zeit macht immer mehr Menschen, letztlich uns alle, viel eher zu Vagabunden als zu Hausgenossen in festen Lebens-Wohnsitzen. Wobei das nicht notwendig alle als schlimm empfinden müssen! Aber Orte, Strukturen, Beziehungen und vorgezeichnete Wege, die das Gefühl der Beheimatung vielleicht früher geben konnten, fallen immer mehr weg.

„Die Welt“ ist so immer mehr eine Welt für Vagabunden als ein festes Haus und eine sichere Heimat. Und vermutlich ist es nur logisch, dass die menschliche Sehnsucht nach Heimat sich dann anderswo artikuliert. Und es ist wohl auch naheliegend, dass religiöse Menschen dann im religiösen Kontext nach Heimat suchen.

Das betrifft zum einen die äußere Formatierung von Glaube – die Kirche: Vielleicht werden deshalb die Strukturprozesse in der Kirche so heftig und emotional diskutiert? Weil sie den wunden Punkt der unerfüllten Sehnsucht nach Heimat treffen?

Das betrifft aber ebenso den inneren Kern des Glaubens – Gott. Gerade wenn die Sehnsucht nach Heimat immer weniger anderorts erfüllt wird, richtet sie sich schließlich an Gott selbst: Er ist derjenige, der Sicherheit und Geborgenheit geben muss. An ihm ist es, uns ein Haus zu bereiten und uns als Hausgenossen aufzunehmen, damit wir zumindest bei ihm heimkehren und wohnen können für lange Zeit.

Das Gottesbild, das Ps 23 zeichnet, scheint dieser Sehnsucht zu entsprechen: Ein gütiger Gott, der mir Sicherheit und Geborgenheit schenkt, mich vor dem Fremden und Bösen beschützt und mir ein festes Haus gibt, in dem ich bleiben kann. Ein Gott, der meine Sehnsucht nach Heimat so unmittelbar erfüllt.

Die Sache hat nur einen Haken: Der Ps 23 ist nicht die ganze Bibel. Und unsere Gottesbilder haben wohl immer die Tendenz, etwas zu gut zu unseren Sehnsüchten zu passen. Und natürlich lassen sich auch immer Bibelstellen finden, die sie zu bestätigen scheinen. Nur: dann sitzen wir womöglich unseren eigenen Wunsch-Gottesbildern auf. Genau darum ist es so notwendig und erlösend, sich auf die ganze Bibel einzulassen.

Deshalb möchte ich Sie heute einladen, mit mir einen kleinen Streifzug durch die Bibel zum Thema „Heimat“ zu wagen. Und einfach einmal wahrzunehmen, was für ein Gott Ihnen da begegnet. Und was das in Ihnen auslöst.

Wir beginnen an dem Punkt, an dem Gott jenseits des Paradieses und der Urgeschichte seine Heilsgeschichte mit den Menschen beginnt. Er wendet sich einem Menschen zu – Abraham. Abraham hatte ein Haus, eine Familie, eine Heimat in Chaldäa. Und Gott spricht zu ihm: Zieh weg. Verlass dein Land, deine Verwandtschaft, deine Heimat. Gott beginnt seine Beziehung zu Abraham, indem er ihn zum Fremden und Vagabunden macht. Und Abraham wandert den Rest seines Lebens durch Kanaan und Ägypten.

Abrahams Enkel Jakob, der mit Gott an seiner Seite seinen Bruder Esau betrogen hatte, übernachtet auf der Flucht an einem unwirtlichen Ort mitten im Niemandsland. Dort lernt er im Traum: An diesem Ort, der weder Heimat war noch ist, ist der Himmel offen. Hier steht die Leiter zwischen Himmel und Erde. Und er nennt den Ort „Bet-El“, zu deutsch „Gotteshaus“. Der Ort, an

dem Gott sein Haus hat. Aber anstatt dort nun einzuziehen, zieht er weiter.

Als er nach langer Wanderschaft Jahre später auf dem Weg zurück nach Hause ist, begegnet ihm Gott am Grenzfluss – als Gegner. Ein unvertrauter, fremder Gott, der mit ihm ringt. Der seinen Namen nicht preis gibt und verschwindet.

Jakobs Sohn Josef wird von seinen eigenen Brüdern in die Fremde, nach Ägypten verkauft – Gottes Plan, um die Familie Josefs in der nächsten Hungersnot zu retten. Die ganze Familie zieht mit Kind und Kegel in die Fremde, nach Ägypten.

Kaum sind sie in Ägypten heimisch geworden, zum Volk gewachsen und würden sich dort gerne dauerhaft beheimaten – aller Sklaverei zum Trotz –, da begegnet Mose Gott im brennenden Dornbusch. Nicht in Ägypten, sondern jenseits der Steppe, in Midian, im Ausland. Mose erhält die Aufforderung zum Auszug, zum Aufbruch – und es folgen 40 Jahre Vagabundenleben in der Wüste, eine ganze Generation stirbt unterwegs.

Dort in der Wüste finden die Israeliten den Gottesberg, den Sinai – ohne dass sie dort bleiben könnten. Stattdessen konstruieren sie ein tragbares Heiligtum, einen Ort der Gottesbegegnung für unterwegs, ein Zeltheiligtum.

Zelt heißt übrigens auf Latein: „Tabernakel“. Wieso gleichen eigentlich die Tabernakel in unseren Kirchen oft eher einem festen Haus als einem Nomadenzelt?

Als die Israeliten in Israel angekommen waren und angefangen hatten, dort sesshaft zu werden, wurde auch in Jerusalem aus dem Zeltheiligtum ein festes Heiligtum. Das Haus Gottes, der Tempel. Und bitter müssen die Israeliten die Erfahrung machen: Gott lässt

sich nicht in einem Haus festsetzen. Seine Anwesenheit ist nicht sicher. Das Buch Ezechiel schildert, wie Gott aus seinem Haus auszieht. Er verlässt die Stadt – und gibt sie damit den Babyloniern preis. Der Beginn des Babylonischen Exils.

Als es aber nach fast 50 Jahren die Erlaubnis zur Heimkehr gibt, ist das Volk in Babylon schon heimisch geworden. Es bedarf einiger göttlicher Anstrengung, zahlloser tröstender Worte und unbequemer Propheten, um wenigstens einen Teil des Volkes zum Aufbruch zu bewegen – und zum Neuanfang in der alten Heimat, die ihnen fremd geworden war. Von denen, die in ihren babylonischen Häusern geblieben sind, hören wir nichts mehr.

Hier stehen wir kurz vor dem Ende des Alten Testaments. Und Sie ahnen vermutlich: Im Neuen Testament geht es nicht viel anders weiter. Schließlich dreht sich das Neue Testament vorwiegend um einen Wanderprediger. Der ruft seine Jünger aus ihren Berufen, Familien und Heimatdörfern heraus und sagt von sich „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“

Dazu passt, dass auch nach seiner Himmelfahrt seine Jünger nach kurzer Pause als missionierende Vagabunden in der ganzen Welt zu finden waren. Und schließlich säßen wir alle nicht hier, wenn nicht Gott weiterhin Menschen zum Aufbruch aus ihrer Heimat gerufen hätte – manchmal auch mit sanftem Zwang –, damit sie seine Botschaft anderswo verkünden.

Es ist Zeit durchzuschauen. Durchzuschauen und zurückzuschauen, wer dieser Gott ist, der uns da in der Bibel begegnet. In den Kirchen wird viel und gerne vom mitgehenden Gott gesprochen. Von Gott, der mit uns unterwegs ist, von Gott, der überall ist und nicht an einen Ort gebunden ist – aber meinen wir das wirklich so, wie es die biblischen Texte beschreiben?

Heimatliche Gefühle wie Sicherheit, Geborgenheit, Ankommen und Vertrautheit kommen da kaum auf. Und immer dann, wenn Menschen in der biblischen Geschichte anfangen, sich zu beheimaten oder sich zuhause zu fühlen, bläst Gott zum Aufbruch.

Es ist ein provokantes Gottesbild, das die Bibel zeichnet. Und eine Zumutung für unsere menschliche Sehnsucht nach Heimat: Nein, Gott erfüllt sie nicht so einfach. Er ist nicht der liebe Gott, der mir Sicherheit und Geborgenheit schenkt, der mich vor dem Fremden und Bösen beschützt und mir ein festes Haus gibt, in dem ich bleiben kann. Also keine Heimat im Glauben?

Ich möchte noch einmal zu Ps 23 zurückkehren. Genauer: Zum ersten Satz. Da heißt es: „Der Herr ist mein Hirte.“ Dieser Satz ist eine Beziehungsaussage. Er beschreibt die Beziehung zwischen dem Beter und Gott. Und er beschreibt diese Beziehung als ein Sich-Anvertrauen. Der erste Satz, gleichsam die Überschrift und der Anfang, ist also der Eintritt in die Beziehung zu Gott. Aus dieser Beziehung erwächst dann die Erfahrung von Heimat, wie sie im weiteren Verlauf des Psalms beschrieben wird.

Und darin scheint mir der Schlüssel zu liegen: Heimat im Glauben ist etwas, was ich finde, nicht, was ich suche. Wenn ich aufhöre, Gott als Funktion zur Erfüllung meiner Sehnsucht anzusehen, wenn ich all meine Sehnsucht nach Sicherheit, Geborgenheit, Vertrautem und Gewohntem loslasse und über Bord werfe; wenn ich stattdessen anfangen, Gott Gott sein zu lassen, ihn um seiner selbst willen suche und mich ihm anvertraue, dann kann ich mit wachsender Vertrautheit in der Beziehung zu ihm genau das finden, was ich losgelassen habe: Geborgenheit, Vertrautheit, Sicherheit. Und damit stehe ich vor einer Gewissensfrage – und vielleicht lohnt es sich, dieser Frage in der Fastenzeit einmal nachzugehen: Was motiviert meinen Glauben? Suche ich Gott? Oder suche ich eigentlich die Erfüllung meiner Sehnsüchte?

Was der Unterschied ist, ist Ihnen allen vermutlich völlig einleuchtend, wenn Sie auf menschliche Beziehungen schauen: Eine Beziehung, die darin gründet und darauf zielt, dass der andere meine Bedürfnisse erfüllt, wird scheitern. Wenn ich aber den anderen um seiner selbst willen suche, kann ich auch meine Erfüllung finden. Aber nur dann, wenn ich den anderen loslasse und frei lasse. Wenn der andere auch immer wieder anders sein darf.

Und das könnte dann auch das Kriterium sein, um kritisch auf die eigene Gottesbeziehung zu schauen: Darf Gott auch anders sein? Darf er mich zum Vagabunden machen, all meiner Sehnsucht nach Heimat zum Trotz?

Wo ich Gott benutze, um meine Sehnsucht zu erfüllen, muss ich mich festhalten an dem Haus, in das ich eingezogen bin. Da muss ich festklammern, um nicht zu verlieren. Da wird das Gottesbild und die Gottesbeziehung eng.

Wo ich Gott um Gottes willen suche, da ist Freiheit. In dieser Freiheit kann eine Vertrautheit mit Gott wachsen, die Sicherheit und Geborgenheit schenkt. Die eine Erfahrung von Heimat schenkt.

Auch und gerade dann, wenn Gott mich mal wieder vom Hausgenossen zum Vagabunden macht. Denn: In der Beziehung zu Gott bin ich frei, in der ganzen Welt zuhause sein zu können. Gott ist ja schließlich der Schöpfer und Herr der ganzen Welt. Ich bin frei, bei allen Menschen zuhause zu sein – denn er ist der Gott aller Menschen. Ich bin frei, in jeder Situation, in jedem Kontext und in jeder Struktur zuhause zu sein – denn es gibt nichts, wo Gott nicht wäre.

Andreas Knapp hat wunderbar ins Wort gebracht, wie die echte Beziehung zu Gott Heimat schenkt und zugleich zum Vagabundenleben befähigt. Seine Worte sollen darum am Ende stehen:

ein blick
und du hörst
nicht mehr dir selber

von nun an empfängst du dich
aus angeschaut werden
augenblick um augenblick

das herz an ihn geschmiegt
lockt der staub der straße
mehr als das dach überm kopf

denn in seinen spuren
reichen deine schritte
über jeden gesichtskreis hinaus

Impulse zu Worten Mary Wards

Von Sr. Ursula Dirmeier C^f, Bamberg

*Eine Auswahl der Homepage-Impulse zu den Gedenktagen an jedem
23. eines Monats*

Sobald Gott mich an Ort und Stelle sein lässt, werde ich euch dienen.

Diesen Satz überlieferte die Mitschwester Mary Poyntz vom Sterbebett ihrer Freundin.

„An meinem Platz“ könnte man auch übertragen und an die Wohnung denken, die Gott einer, einem jeden von uns bereitet hat. Was gibt es Besseres, als wenn eine Sterbenskranke diese Überzeugung ausdrückt? Sie lebte auf dieses Ziel hin, ihr ganzes Leben lang. Nun hat sie es fast erreicht. Zugleich mag es ihr ein Trost sein, dass die Phase des Krankseins, Leidens, des Nichts-tun-Könnens, des Zur-Last-Fallens nur eine kurze, vorübergehende ist. Bald kann sie wieder tun, was sie immer tat: den Ihren dienen, das Werk voranbringen.

Ein Trostwort für ihre Mitschwester auch. Der Dienst, den sie ihnen tat, kommt nicht ans Ende, sondern gewinnt eine neue Dimension. Sie wird sie nicht verlassen, sondern ihnen auf andere Weise nahe sein. Wen wundert's, dass die Ihren auch heute noch darauf vertrauen ...

Fröhlichkeit in dieser Zeit ist der Gnade am nächsten.

Diese Zeit Mary Wards war schwere Zeit:
Unverständnis hier – bittere Armut dort.

Die natürliche Reaktion darauf sind Seufzer und Klagen
und sicher nicht Fröhlichkeit und Lachen.

Da muss etwas anderes im Spiel sein:

Durchbruch einer tieferen Quelle,

die – diese Zeit mitreißend –

zu einem anderen, heileren Leben quillt.

Gnade meint, es muss nicht oder nicht allein aus eigener Kraft
geschehen.

Gnade meint, man dürfe mit einer größeren Kraft rechnen.

Gnade meint, man könne sich vom Lachen Gottes anstecken lassen.

Fröhlichkeit kommt gleich nach der Gnade,

Fröhlichkeit kommt der Gnade am nächsten,

Fröhlichkeit ist die Zwillingsschwester der Gnade,

Fröhlichkeit aus Gnade,

Fröhlichkeit, die erste Tochter der Gnade?

Ich konnte nie glauben, in der Macht von Menschen zu sein.

Eine merkwürdige Behauptung:

Sind wir nicht immer angewiesen auf Menschen

und damit auf die eine oder andere Weise in ihrer Macht?

Hat Mary Ward nicht häufig die Macht der Mächtigen erfahren,

in der Verfolgung wegen ihrer Konfession,

im Zugriff der Kirchenoberen auf ihr Werk und Leben,

in der Grausamkeit des Dreißigjährigen Krieges?

Sie kann es nicht glauben, auch wenn der Anschein dagegen

spricht, weil sie glaubt, immer in der Hand und Macht ihres Got-

tes zu sein,

wiederum oft gegen den Anschein.

Sie lebt ihr Leben auf einer Hintergrundfolie,

die sich erst mit der Zeit und im Rückblick abzeichnet:

Sie provoziert, es ihr gleichzutun.

Tu Gutes und tu es gut.

Oder: „Tu Gutes und rede darüber“?

Dagegen steht die Bergpredigt „Wenn du Almosen gibst, lass die linke Hand nicht wissen, was die rechte tut.“

Und ein arabisches Sprichwort: „Tu Gutes und wirf es ins Meer.“ Will heißen: Erwarte nichts zurück. Irgendwann wirst du belohnt, wie ja das Meer die Dinge eines Tages an die Küste zurückbringt.

Von Mary Wards Satz: „Tu Gutes und tu es gut“ kennen wir den Zusammenhang nicht.

Bringen wir ihn mit zwei anderen Aussagen zusammen:

Mary Ward wünschte sich, gut zu sein, weil man nicht Gutes tun könne, ohne gut zu sein.

Sei gut und tu Gutes.

Und sie betonte, man solle nicht geringschätzen, die ganz gewöhnlichen Dinge gut zu tun.

Sei gut und im Handeln aufmerksam und sorgfältig.

Der Kirche dienen

durch den Einsatz für das Wohl der Menschen – mit allen Mitteln, die Frauen zur Verfügung stehen – zur größeren Ehre Gottes.

Das ist der beste Dienst für die Kirche: sich dafür einsetzen, dass die Menschen bekommen, was sie brauchen, um leben zu können auf den verschiedenen Ebenen, die zum Leben gehören.

Mit allen Mitteln, die Frauen zur Verfügung stehen, das könnte als Einschränkung gelesen werden, muss es aber nicht.

Frauen stehen viele verschiedene Mittel zur Verfügung, manche davon sind vielleicht spezifisch,

und die Kirche sollte nicht darauf verzichten.
Die Gloria Gottes ist der lebendige Mensch,
schrieb Irenäus von Lyon.
Dem größeren Leben von Menschen dienen ist
folglich nichts anderes als Verherrlichung dieses Gottes.

Kein Überraschungs-Ei – eine gute Entscheidung braucht Mut!

*Von Sr. Birgit Stollhoff Cf, Hannover
Erschienen auf katholisch.de/aktuelle/Texte*

„Spiel... Spannung... und Schokolade!“ mit diesen Kinderwünschen beginnt eine manchen Leserinnen und Lesern vielleicht noch bekannte Werbung. Der Vater ist anlässlich dieser Wünsche der Kinder überfordert, aber wie gut, dass es das Überraschungs-Ei gibt!

Diese Drei-in-Eins-Lösung wird von der Werbung zwar gerne suggeriert, aber die Erfahrung zeigt, dass es im Leben fast nie die „Komplett-Lösung“ gibt. Die Fragen des Lebens sind zu komplex, zu verwoben und zu tief, als dass es da eine einfache Lösung gäbe. „Was soll ich studieren? Wo ziehe ich hin? Nehme ich den Job an?“ Es geht aber auch kleiner: „Fliegen wir in den Urlaub nach Mallorca oder fahren wir lieber mit der Bahn nach Tirol? Fahren wir Weihnachten zur Familie oder nicht?“ Oder die vielleicht berüchtigtste Weihnachtsfrage: „Kriegen die Kinder (und Eltern) ein Haustier oder nicht?“ „Was sollen wir also tun“ fragen die Menschen Johannes den Täufer (Lk 3,10–18) schon vor 2000 Jahren. Wie richten wir unser Leben ein und auf Gott aus?

Beim der Frage nach dem Ordenseintritt hat mir lange ein Buch geholfen: „Sich entscheiden“ von P. Stefan Kiechle SJ. Anfangs habe ich es begeistert gelesen. Dann, als der Gedanke des Ordenseintritts ernsthafter wurde und ich innerlich noch nicht bereit war, habe ich das Buch irgendwo hinten in meinem Regal in meiner ersten (und letzten) eigenen Wohnung versteckt. „Bloß nicht reinschauen, ich will mich mit dieser Frage nicht beschäftigen!“ Und so wurde das Buch, auch ohne dass ich eineinhalb Jahre darin

gelesen hätte, ein erstes kleines Zeichen, als ich es dann wieder in die Hand nahm. Und auch vor kurzem stand ich wieder vor einer schwierigen Entscheidung.

Wie geht eine gute Entscheidung? Der heilige Ignatius von Loyola hat dazu eine Anleitung entwickelt, die sogenannte „Unterscheidung der Geister“. Eine gute Entscheidung entsteht in einem Entscheidungsprozess. Wichtig für Ignatius ist es, sich in dem Prozess zu beobachten: Manchmal muss zu Beginn ein Zögern überwunden werden. Unterwegs zeigen sich oft Zweifel, Sorgen, Gewissensbisse oder Loyalitätskonflikte. Es gilt, die „Geister“ zu unterscheiden – den bösen Geist, der es gerne kompliziert macht und mit Misstrauen und Versuchungen arbeitet, und den guten Geist, der Trost gibt und dann Energie, der durch seine Klarheit herausfordert und gleichzeitig „Flügel verleiht“. Was dabei immer hilft, sind kluge Ratgeber wie Johannes der Täufer, Begleiter oder auch gute, ehrliche Verwandte und Freunde.

Wie eine gute Entscheidung aussieht, darüber sind sich Johannes der Täufer und Ignatius von Loyola einig: Sie soll anderen nützen: „Gib ein Gewand ab.“ Sie soll „Frucht bringen“ für die Gemeinschaft und die Generationen, nachhaltig sein und sozial. Sie soll aber auch gut für mich sein, „Trost geben“, Sicherheit vermitteln, also keine Überforderung sein. „Behalte deinen Sold, behalte ein Gewand, ein Brot.“, sagt auch Johannes. Und dann? Dann gibt es noch so ein Spannungsmoment – das Nicht-Wissen, der Sprung ins Unbekannte. Johannes deutet es an, indem er auf Jesus verweist, diesen Messias, der so ganz anders sein wird als erwartet – Feuer statt Wasser! Überraschend, provokativ, menschlich, aber sicher nicht bequem! „Ich setzte den Fuß in die Luft, / und sie trug.“ So beschreibt die Dichterin Hilde Domin diesen Mut, den so eine Entscheidung braucht. Ganz ohne den Sprung ins Unbekannte geht es also nie – wieder bei Entscheidungen rund um Weihnachten noch sonst im Leben.

Und meine Entscheidung? Die fühlt sich auch so an – nützlich für die Gemeinschaft und ein Bistum, gut und passend für mich und auch: ganz neu und spannend!

Biblische Vergewisserung?

Vom „Ort“ der Heiligen Schrift in kirchlichen Erneuerungsprozessen

Von Sr. Igna Kramp Cf, Frankfurt am Main

Erschienen in: Ordenskorrespondenz 3/2017, 334–338.

„Spieglein, Spieglein an der Wand – wer ist die Schönste im ganzen Land?“ So befragt im grimmschen Märchen „Schneewittchen“ die eitle Stiefmutter ihren Zauberspiegel, der immer die Wahrheit sagt. Die Antwort lautet: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“ Da ist die Königin zufrieden. Sie hat sich vergewissert, dass sie die Schönste ist und mithin alles so ist, wie sie es haben will. Doch eines Tages antwortet der Spiegel: „Frau Königin, ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als ihr!“ „Da“, so heißt es im Märchen, „erschrak sie und ward gelb und grün vor Neid.“ Da der Spiegel ihr ein Bild vorhält, das ihr nicht gefällt, wird sie zur Furie. Die Reaktion zeigt: Der Blick in den Spiegel diente nicht ihrer Selbstkorrektur, sondern nur ihrer Selbstbestätigung.

Der Jakobusbrief vergleicht die Heilige Schrift mit einem Spiegel und mahnt seine Adressaten, mit einem selbstkritischen Blick in diesen Spiegel zu schauen. Dort heißt es: „Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach; sonst betrügt ihr Euch selbst. Wer das Wort nur hört, aber nicht danach handelt, ist wie ein Mensch, der sein eigenes Gesicht im Spiegel betrachtet: Er betrachtet sich, geht weg, und schon hat er vergessen, wie er aussah. Wer sich aber in das vollkommene Gesetz der Freiheit vertieft und an ihm festhält, wer es nicht nur hört, um es wieder zu vergessen, sondern danach handelt, der wird durch sein Tun selig sein“ (Jak 1,22–25).

Es wäre allzu spitz und würde sich in satirische Schriften wie „Das Lob der Torheit“ des Humanisten Erasmus von Rotterdam einreihen, wenn wir uns nun die Ekklesia vorstellten, wie sie in den Spiegel schaute und sagte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ und hören wollte „Frau Königin, ihr seid die Schönste im ganzen Land!“ und dann zufrieden wäre und sich sagen könnte, dass die Maxime „semper reformanda“ sie doch zumindest momentan nicht meinen könne. Lassen wir also Scherz und Spott beiseite und halten uns an die ernstere Weisung des Jakobusbriefs. Da „schaut ein Christ in den Spiegel“, indem er das Gotteswort hört, vergisst aber kurz darauf, „wie er aussah“, wie also die Weisung der Schrift für sein Handeln gelaftet hatte. Hand aufs Herz: Welche Dynamik ist häufiger in kirchlichen Situationen zu beobachten – dass ein biblischer Impuls am Anfang steht, dann aber unabhängig davon eine Tagesordnung abgearbeitet wird, oder dass *mit* diesem Impuls um die entsprechenden Entscheidungen gerungen wird? Wir sind gut im Vergessen. Es stellt sich also ganz ernsthaft und jenseits der Satire die Frage, *wie* die Ekklesia – gerade in konkreten Arbeits- und Strukturierungsprozessen – so in den Spiegel der Schrift schauen kann, dass ihr Tun davon durchdrungen ist. Dies soll hier nicht defizit- sondern ressourcenorientiert betrachtet werden. Mit dem Jakobusbrief ist jeder Christ und auch die Kirche als Ganze durch ihr Tun seligzu-preisen, wenn sie das Wort Gottes, „das vollkommene Gesetz der Freiheit“ (Jak 1,25), hört und danach handelt. Das ist eine Verheißung, nach der wir uns strecken können.

Grundlagen geistlich fundierter Entscheidungen

Ehe nach dem „Ort“ der Heiligen Schrift in Entscheidungsprozessen im Zuge der kirchlichen Erneuerung gefragt wird, gilt es zunächst den Blick dafür zu schärfen, wie nach den Regeln geistlicher Unterscheidung überhaupt eine gute Wahl getroffen werden kann. Ignatius von Loyola gibt dazu in seinen Geistlichen Übung

gen wertvolle Hinweise. In der „Hinführung, um eine Wahl zu treffen“ lautet sein erster und grundlegender Satz:

„In jeder guten Wahl muss, soweit es an uns liegt, das Auge unserer Absicht einfach sein, indem ich nur auf das schaue, wofür ich geschaffen bin, nämlich zum Lobpreis Gottes unseres Herrn und zur Rettung meiner Seele“ (EB 169)

Dieser Satz ist für den Einzelnen formuliert, der eine Lebenswahl vor sich hat. Die kirchliche Dimension zeigt sich für ihn darin, dass die Entscheidung innerhalb der Kirche und keinesfalls gegen sie zu treffen ist (EB 70). Das ist der Rahmen, innerhalb dessen der Einzelne im Dialog mit Gott den Weg seiner persönlichen Berufung sucht. Anders verhält es sich, wenn es sich bei der Wahl nicht um die Lebensentscheidung eines Einzelnen, sondern um (mehr oder weniger) wichtige Entscheidungen kirchlicher Gruppen und Gremien handelt. Der Ziel- und Referenzpunkt für die Entscheidung ist dann nicht primär die Geschöpflichkeit des Einzelnen auf Gott hin, sondern die der ganzen Kirche. Was das bedeutet, entfaltet die Dogmatische Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Kirche. In ihr wird sie als „Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ bezeichnet (LG 1). Alle Entscheidungen in kirchlichen Gremien, egal von welcher Tragweite und egal ob „ganz oben“ oder „ganz unten“, sind idealerweise daraufhin geordnet, dass die Kirche ihrem innersten Wesen der universalen Sendung von Gott her für alle Menschen nachkommt. Dies ist das Ziel, das bei jeder Entscheidung vor Augen sein sollte.

Ignatius führt bezüglich der Wahl des Einzelnen weiter aus:

„Und so muss, was immer ich erwähle, derart sein, dass es mir für das Ziel hilft, für das ich geschaffen bin, indem ich nicht das Ziel auf das Mittel hinordne und -ziehe, sondern das Mittel auf das Ziel“ (EB 169).

Es gilt also erst zu suchen und zu finden, wozu mich Gott in meinem Leben beruft, und sich dann entsprechend zu entscheiden. Es kann sich also beispielsweise jemand entscheiden, Gott in der Ehe oder in einem Orden oder als Priester zu dienen und dann dementsprechend heiraten, in einen Orden oder ein Priesterseminar eintreten. Es wäre aber keine geordnete Wahl, sich für einen dieser Lebensstände zu entscheiden, ohne zuvor zu fragen, wohin Gott einen ruft. Dann würde das Mittel zum Ziel, prägnanter gesagt, zum Selbstzweck, weil Gott nicht im Blick ist. Der geistliche Unterscheidungsprozess, in dem jemand um den richtigen Weg ringt, unterscheidet, sucht, betet, geht also idealerweise der Entscheidung selbst voran. Das gilt nicht nur für die Lebensentscheidung eines Einzelnen, sondern auch für gemeinsame Entscheidungen in kirchlichen Arbeits- und Strukturprozessen. Auch hier gilt es im Idealfall zu suchen, zu fragen und zu beten, was mehr dazu beiträgt, dass die Kirche als Grundsakrament der Ehre Gottes und dem Heil der Menschen dient. Dies wird sicher bei Entscheidungen häufig der Fall sein; es besteht aber auch immer die Gefahr, dass es nicht so ist. Der gesamte Prozess ist sowohl für den Einzelnen als auch für die Gemeinschaft der Kirche fragil; es bedarf des sensiblen Hörens und der geistlichen Unterscheidung, und im besten Fall haben wir dabei nicht die Wahrheit, sondern die Wahrheit, Jesus Christus, hat uns. Es handelt sich nicht um ein statisches, sondern ein dynamisches, lebendiges Geschehen, innerhalb dessen es sicher auch viele Entscheidungen gibt, die nicht ein- für allemal getroffen werden können, sondern sich bewähren und vielleicht noch manches Mal überprüft werden müssen. Es ist, kurz gesagt, ein geistlicher Prozess, der sich nicht „festnageln“ lässt. Es ist auch, und zwar im Wortsinn, ein Gehorsamsprozess: die Kirche „hört“ beständig auf ihren Schöpfer und Herrn, um ihm gut dienen zu können.

Biblische Vergewisserung?

Das Postulat einer „biblischen Vergewisserung“ innerhalb der gegenwärtigen Veränderungsprozesse in den deutschen Diözesen ist sicherlich ernst gemeint und sehr erfreulich. Die Frage ist aber, was genau mit „Vergewisserung“ gemeint ist und wie dieses Postulat im Leben der Kirche verwirklicht werden kann.

Das Wort „Vergewisserung“ suggeriert zunächst, dass man noch mehr Gewissheit in einer an sich „gewissen“ Sache erlangen möchte, sich eben ver-gewis-ern möchte. Das Grimmsche Wörterbuch gibt als Synonyme „Bestätigung“, „Feststellung“. Von daher klingt mir der Begriff „Vergewisserung“ innerhalb der Umbruchsprozesse etwas einseitig, so als ginge es (zumindest auch) um eine biblische Bestätigung bereits vollzogener Entscheidungen. Das ist zwar immer noch besser, als wenn die Ekklesia gar nicht in den Spiegel schaute, aber die Frage ist doch, wann und wie sie hineinschaut, und was sie mit dem tut, was sie sieht. Ich gehe davon aus, dass der Wunsch nach biblischer „Vergewisserung“ eine echte Bereitschaft zur Auseinandersetzung einschließt, die Ekklesia also nicht in den Spiegel schauen möchte, um dann wegzugehen und zu vergessen, wie sie aussieht. Dann könnte man sich das Postulat der Vergewisserung ja von vornherein sparen, bzw. es diene nur der Legitimation, aber keiner echten Erneuerung. Weiter trifft der Begriff der „Vergewisserung“ ja auch etwas Richtiges, indem die Kirche nicht bei Null anfängt und auch in Umbruchsprozessen nie alles zur Disposition steht, also auch angebracht ist, etwas zu überprüfen und beizubehalten, sich also im Wortsinn zu „vergewissern“. Die Kirche liest die Schrift ja nicht im luftleeren Raum, sondern in der Kontinuität einer langen Tradition. Im Sinne einer echten Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der Schrift wäre aber doch anzumerken, dass ein geistlicher Entscheidungsprozess zunächst ergebnisoffen sein muss, sonst ist es nämlich kein geistlicher Entscheidungsprozess, da weder Raum für einen Prozess

noch für den Geist bliebe. Daher wäre in solchen Entscheidungsprozessen vielleicht treffender von „Orientierung“ an der Heiligen Schrift zu sprechen denn von Vergewisserung, um bereits in der Terminologie deutlich zu machen, dass die Kirche beim Blick in den Spiegel die ehrliche Begegnung mit ihrem Schöpfer und Herrn sucht und sich von ihm führen lässt.

Der „Ort“ der Heiligen Schrift in Entscheidungsprozessen

Die echte Bereitschaft der Kirche, in konkreten Entscheidungsprozessen auf ihren Herrn zu hören, vorausgesetzt, ist nach dem „Ort“ der Heiligen Schrift in diesen Prozessen zu fragen. Es ist schon deutlich geworden, dass die Begegnung mit der Schrift nicht erst erfolgen sollte, wenn die Entscheidung bereits gefallen ist, vor allem dann nicht, wenn keine Bereitschaft oder keine Möglichkeit zu einer Revision der Entscheidung besteht. Die Begegnung mit der Schrift, das „Rat-holen“ bei Gott, muss sich mindestens zeitgleich mit den sachbezogenen Überlegungen vollziehen und beides sollte nicht in zwei unverbundenen Prozessen, sondern in einem geschehen, der auf diese Weise zu einem geistlichen Prozess wird. Vielleicht wäre aber sogar noch besser, wenn die Betrachtung der Schrift einige Zeit vor den sachbezogenen Überlegungen beginnt und sie dann weiter begleitet. Dies schlägt jedenfalls Ignatius auf dem Weg zu einer persönlichen Entscheidung in den Exerzitien vor: Der Exerzitant meditiert erst einmal einige Tage das Leben Jesu – die Verkündigung, die Geburt, die Darstellung im Tempel und die Flucht nach Ägypten, die Zeit in Nazaret und die Unterredung des Zwölfjährigen mit den Schriftgelehrten im Tempel (EB 101–134). Erst dann tritt er in die eigentliche Phase der Wahlzeit ein, und diese wird von weiteren Betrachtungen des Lebens Jesu – von der Taufe bis zum Palmsonntag – begleitet (EB 158–161). Am Ende dieser Reihe hat der Exerzitant im besten Fall die Entscheidung getroffen, aber auch dann gehen die Betrachtungen des Lebens Jesu noch weiter – vom Palmsonntag bis zur

Himmelfahrt. Die Entscheidung wird angesichts des Kreuzes und der Auferstehung Jesu geprüft, im meditierenden Mitgehen mit ihm durch dieses Geheimnis. Das ist ein wichtiger Schritt, der traditionell vor Triumphalismus und aktuell vor Hochglanzbroschüren schützt. Denn „das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen. Und das Niedrige in der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt : das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten, damit kein Mensch sich rühmen kann vor Gott“ (1 Kor 1,27 – 29). Das ist dann wirklich eine „Vergewisserung“, die aber im Kontext einer stetigen Orientierung an der Schrift im gesamten Unter- und Entscheidungsprozess steht.

Was kann dies nun für kirchliche Entscheidungsprozesse bedeuten? Natürlich kann man nicht für jede Entscheidung 30 Tage Exerzitien machen. Die „Einbettung“ des Entscheidungsprozesses in die Betrachtung der bzw. Auseinandersetzung mit der Schrift ist aber durchaus auf Entscheidungssituationen außerhalb von Exerzitien übertragbar. Sie zeigt uns, dass eine biblische Vergewisserung in den aktuellen Umbruchsprozessen am günstigsten als *grundlegende* biblische Orientierung zu verstehen und zu fördern ist. Dass also die Schrift nicht erst in der Situation der Entscheidung oder gar danach aufgeschlagen wird, sondern dass die einzelnen Beteiligten aus der Schrift leben und von dieser Grundorientierung her in den Raum des gemeinsamen Entscheidens eintreten. Dies kann ein Gremium auch gemeinsam einüben, indem es als Grundlage für seine funktionalen Aufgaben eine regelmäßige Beschäftigung mit der Heiligen Schrift vorsieht. Eine solche Praxis setzt voraus, dass die Begegnung mit der Schrift als an sich wertvoll erfahren wird und sie nicht nur zu bestimmten Zwecken zu Rate gezogen wird.

Bunte Theorie und graue Praxis?

Im Jahr des Reformationsjubiläums wird häufig auf die ausgeprägtere Orientierung der Kirchen der Reformation an der Hei-

ligen Schrift hingewiesen. Das trifft sicherlich zu. Diese Ausrichtung geht aber genau genommen der Reformation voraus und hat beispielsweise die ersten Jesuiten ebenso geprägt wie die Reformatoren. Es gab noch vor der Konfessionalisierung ein bibelhumanistisches Erbe, das zunächst einfach christlich und vor allem eben humanistisch war. Das Postulat, dass alle Christen die Schrift lesen und verstehen, ja, mit ihr leben sollten, hat dort seinen Ursprung, auch wenn seine Umsetzung tatsächlich zuerst den Reformatoren zu verdanken ist. Erasmus von Rotterdam, einer der prominentesten Vertreter des Bibelhumanismus, formulierte im Vorwort zu seiner Ausgabe des (griechischen) Neuen Testaments:

„Ich würde wünschen, dass alle Weiblein das Evangelium lesen, auch dass sie die paulinischen Briefe lesen...Wenn doch der Bauer mit der Hand am Pflug etwas davon vor sich hin sänge, der Weber etwas davon mit seinem Schiffchen im Takt vor sich hin summe und der Wanderer mit Erzählungen dieser Art seinen Weg verkürzte! Da mögen die Christen all ihre Gespräche anknüpfen...“

Gottes wanderndes Volk, das sich lesend, singend und summend an der Heiligen Schrift orientiert. Eine Utopie? Oder eine Perspektive auch für heute?

Natürlich kann man immer sagen, es sei in „funktionalen“ Gremien „keine Zeit“ für eine grundlegende Beschäftigung mit der Schrift. Das ist dann aber so, wie wenn jemand mit einer stumpfen Säge einen Baumstamm zersägt und sich dabei abmüht, aber „keine Zeit“ hat, die Säge zu schärfen. Die Arbeit bleibt mühsam, die Schnittfläche zerfasert, das Ergebnis unpräzise. Haben wir wirklich keine Zeit für die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift? Oder müssen wir nicht ehrlicherweise bekennen, dass uns anderes im Alltagsgeschäft der Pastoral und des kirchlichen Lebens oft wichtiger ist?

Bildbetrachtung: ...ich bin herabgestiegen (Ex 3,8)

Von Sr. M. Barbara Kusche CF, Neuburg an der Donau



Ich möchte mit Ihnen eine ungewöhnliche Darstellung betrachten. Sie stammt aus einer Dorfkirche in Dorschhausen im Allgäu. Eine große Kirche im Rokokostil mit sehr vielen Fresken, vor allem an der Decke.

Über dem Altarbereich konnte man sozusagen in den Himmel schauen. In drei großen Medaillons waren die sieben Zufluchten dargestellt: Die armen Seelen im Fegfeuer, die Dreifaltigkeit und die Immakulata. Die armen Seelen im Fegfeuer erzählen uns von ihren brennenden Leiden in der Ewigkeit, weil ihr Leben auf der Erde nicht rechte Wege ging. Die ganze Bibel ist voll von solchen Geschichten, wie Menschen abweichen von Gott und meinen, die eigenen Wege sind besser. Das Medaillon von den armen Seelen

zeigt die Folgen dieser falschen Entscheidungen. Sie mahnen die Lebenden, es besser zu machen als sie.

Und dann schaut man auf die Dreifaltigkeit, die die ganze Geschichte auf dem Erdenrund immerfort vor Augen und Herzen hat. Ein wirklich erstaunliches Bild.

Mich hat es sofort an die GÜ 102 aus dem Exerzitienbuch des hl. Ignatius erinnert, an den Text der ersten Vorübung der Betrachtung zur Menschwerdung Gottes:

Sie besteht darin, die Geschichte des Gegenstandes ins Gedächtnis zu rufen, den ich betrachten soll; das ist hier – wie die drei göttlichen Personen die ganze Oberfläche oder das ganze von Menschen erfüllte Erdenrund überschauten und wie sie beim Anblick, dass alle zur Hölle herabstiegen, in ihrer Ewigkeit sich entschlossen, dass die zweite Person Mensch werde, um das Menschengeschlecht zu retten, und wie sie, als die Fülle der Zeiten gekommen war, den Engel Gabriel zu Unserer Herrin sandten.

In dem Medaillon sehen wir wie in einem Fokus die drei göttlichen Personen in der Vorstellung des 17. Jahrhunderts: Gott Vater, wie er links auf dem Thron sitzt, bekleidet mit einem goldenen Herrschermantel, die Tiara auf dem Haupt, das Zepter in der rechten Hand. Gleichzeitig liegt diese Hand auf einem Globus, also auf der Welt, so wie die drei sie schauen in ihrem Elend und ihrer Sünde. Neben ihm sitzt in gleicher Weise der Heilige Geist als Person, die Taube auf dem Herzen tragend oder aus seinem Herzen fliegend? Er ist wie der Schöpfer gekleidet, trägt das Zepter jedoch in der linken Hand. Zwischen Vater und Geist, von beiden liebevoll gehalten ruht das große nackte Holzkreuz. Voller Liebe halten es die beiden der dritten Person auf dem Bild hin. Es ist Jesus, der das Kreuz mit seinen beiden Händen umfängt. Alle seine Hoheitszeichen hat er abgelegt. Sie ruhen auf einem Tisch unterhalb des Vaters: der goldene Mantel, die Tiara, das Zepter. Beklei-

det ist Jesus nur mit einem schlichten blauen Kleid des Glaubens. Sein Blick ruht auf dem Vater. In dieser Bezogenheit geht er seinen Weg, auch als Mensch. Seine Menschwerdung hat eine lange Vorgeschichte.

Schon im Buch Exodus heißt es, als Gott dem Mose im brennenden Dornbusch erscheint: „Ich habe das Elend meines Volkes gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne sein Leid. ICH BIN HERABGESTIEGEN, um es der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes weites Land...“ (Ex 3,8) Und wenig später offenbart Gott dem Mose und damit uns seinen Namen: „Ich bin der ich bin“ (Ex 3,14)

Diese Linie von der Gegenwart Gottes damals zieht sich durch die ganze biblische Geschichte, um in der Menschwerdung der zweiten göttlichen Person in Jesus zu gipfeln, in der Fülle der Zeiten! Und natürlich denken wir auch gleich an den Philipperhymnus (Phil 2, 6–8), der genau diese Sendung und Tat Jesu besingt:

Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.

Ich lade Sie ein:

- Vertiefen Sie sich in das Bild. Schauen Sie es sich genau an und spüren Sie dabei die inneren Bewegungen im eigenen Herzen.
- Und führen Sie dann auch Gespräche mit allen drei göttlichen Personen. Sagen Sie ihnen Ihren Dank, Ihre Freude, ihre Sorgen und Mühen, Ihre Hoffnungen und Ängste. ER ist da, Ihnen zuzuhören und ER teilt den ganzen Weg mit Ihnen. Nichts ist ausgenommen.

Versehrtes Leben

*Eine Ansprache zu den Lesungstexten vom 26. Sonntag im Jahreskreis B
(Num 11,25–29; Jak 5,1–6; Mk 9,38–43.45.47–48)
Von Sr. Magdalena Winghofer Cj, Nürnberg*

Vielleicht haben Sie es im Zuhören gespürt: Die Texte des heutigen Tages tun weh. Zumindest, wenn wir sie einmal unabgepolstert an uns heranlassen. Nicht schon hören mit dem Vorzeichen: Wir wissen ja, dass die Bibel nicht wörtlich zu nehmen ist – und damit ist sie auch nicht ganz so ernst zu nehmen... Wenn wir die heutigen Texte unabgepolstert an uns heranlassen, dann tun sie weh.

Da sind die erste Lesung und der erste Teil des Evangeliums. Sie greifen den so urmenschlichen Wunsch nach geregelter Ordnung, Pflichterfüllung und Belohnung an. Und mehr noch: den Wunsch, auserwählt zu sein, auf der richtigen Seite zu stehen und hervorgehoben zu werden.

Stellen Sie sich die Szene aus der ersten Lesung das einmal in ihrem Umfeld vor: Da werden Sie und mit Ihnen einige andere in ein besonders wichtiges Amt berufen. Und dann gibt es einige, die dieses Amt so völlig anders ausfüllen, als Sie für richtig halten. Die scheinbar in keinsten Weise ihre Pflichten erfüllen.

Aber: diese anderen werden nicht ihres Amtes enthoben. Und Sie werden nicht für Ihr korrektes Verhalten gelobt. Vielleicht spüren Sie, wie das innerlich ankratzt, weh tut.

Da ist die zweite Lesung, die mit ungeheuer scharfen Worten Reichtum, Besitz und das Genießen des Lebens geißelt. Und wer unter uns kann ehrlicherweise sagen, dass er oder sie nicht gerne

das Leben unbesorgt genießen möchte? Im Zweifel auch auf Kosten anderer, und seien sie auf der anderen Seite der Erde?

„Euer Gold und Silber verrostet; ihr Rost wird als Zeuge gegen euch auftreten und euer Fleisch verzehren wie Feuer“, droht der Jakobusbrief. Das tut weh.

Und schließlich das Evangelium, das nicht nur innerlich, sondern ganz physisch weh tut: „Wenn dich deine Hand zum Bösen verführt, dann hau sie ab; und wenn dich dein Fuß zum Bösen verführt, dann hau ihn ab; und wenn dich dein Auge zum Bösen verführt, dann reiß es aus.“

Stellen Sie sich einmal vor, Sie würden das wörtlich ernst nehmen. Haben Sie schon einmal an der falschen Stelle zugegriffen, etwas unrechtmäßig festgehalten, mit dem, was Sie in Händen hatten, Böses getan? Sie hätten keine Hand mehr. Sind Sie schon einmal einen Weg gegangen, den Sie besser nicht gegangen wären, haben etwas betreten, was nicht zum Guten war? Dann hätten Sie keinen Fuß mehr. Haben Sie schon einmal etwas gelesen, was Sie nicht hätten lesen sollen, in unguter Absicht etwas angeschaut? Dann wären Sie jetzt blind.

Stellen Sie sich vor, wie verstümmelt Sie vielleicht jetzt hier säßen, wenn Sie dieses Evangelium wörtlich befolgen würden. Stellen Sie sich vor, wie verstümmelt wir alle vermutlich jetzt hier säßen, wenn wir dieses Evangelium wörtlich befolgen würden. Verstümmelt, verwundet, gezeichnet wären wir vermutlich alle.

Und genau damit, so meine ich, trifft das Evangelium tatsächlich die menschliche Realität – ohne es physisch wörtlich zu nehmen, aber in großer Ernsthaftigkeit: Leben hinterlässt Spuren.

Wer sich ernsthaft dem Leben stellt, kommt nicht unversehrt durch. Der ist gezeichnet – von dem, was ihm zustößt, aber auch von seinen inneren und äußeren Kämpfen mit sich selbst, vom Ringen um das Gute und vom Scheitern. All das hinterlässt Spuren, Narben, Wunden. Leben versehrt.

Und dann sagt Jesus: „Es ist besser für dich, verstümmelt in das ewige Leben zu gelangen, als heil in die Hölle.“ Was auf den ersten Blick schockierend und wie eine Drohung wirkt, hat, so meine ich, gerade in unserer Zeit und Gesellschaft das ungeheure Potential einer frohen Botschaft: Es nimmt die Realität des Lebens ernst – Leben versehrt.

Und nimmt damit von uns allen Vollkommenheits- und Perfektionsdruck: Der Weg ins Leben ist den Verstümmelten offen! Niemand kann und niemand muss unversehrt durch's Leben kommen. Niemand kann und niemand muss am Ende makellos und mit weißer Weste dastehen.

Ich glaube, dass diese Texte uns einladen dürfen zu großer Barmherzigkeit mit uns selber, mit all unserem Ringen, Mühen und Scheitern, mit den geschlagenen Kämpfen und mit den verlorenen, und mit all dem, was wir an Spuren davon mit uns tragen.

Das Reich Gottes ist für die Gezeichneten, die Versehrten, für diejenigen, die sich dem Leben gestellt haben.

Die Umkehrung dieses Gedankens kann als Provokation zum Nachdenken anregen: Umgekehrt würde das bedeuten, dass Vollkommenheit, Makellosigkeit der Weg in die Hölle ist – weil es davon zeugt, sich dem Leben, den anderen und sich selber entzogen zu haben.

Wer sich gestellt hat und vom Leben verwundet ist, der hat Platz im Reich Gottes. Wer ausgewichen ist und makellos, der eher nicht.

Da muss abschließend vielleicht die Frage erlaubt sein: Wer hat Platz in unserer Kirche, in dieser konkreten Gemeinde? Die Makellosen, Unversehrten, Heilen? Oder die Versehrten, Verwundeten, Gezeichneten?

Die Antwort des Evangeliums ist klar: Makellosigkeit ist unrealistisch. Makellosigkeit ist nicht erwartet. Wir sind versehrt und wir dürfen versehrt sein.

Gnade und Freiheit. Paulus und die Exerzitien

*Schlussimpuls zu Gal 3,22–29 in ignatianischen Einzelexerzitien
Von Sr. Igna Kramp CJ, Frankfurt am Main, 13.10.2018*

Was will uns der Apostel Paulus im Galaterbrief eigentlich sagen!? Die ganze Woche hören wir diesen Brief – wenn wir ihn nicht schon lieber gleich weggelassen und nur das Evangelium gelesen haben. Aber – wer soll das verstehen? Paulus muss man eigentlich erst im Ganzen kennenlernen, um dann zu einem kurzen Abschnitt wie dem heutigen Zugang zu finden. Aber tröstet Euch – es ging seinen Hörern damals auch nicht viel anders. Im 2. Petrusbrief heißt es: „In den Briefen unseres geliebten Bruders Paulus ist einiges schwer zu verstehen!“ (2 Pt 2,16). Das kann man sagen! Aber dort heißt es auch: „Unser geliebter Bruder Paulus hat mit der ihm geschenkten Weisheit geschrieben“ (2 Pt 2,15). Das kann uns ermutigen, doch einen zweiten Blick zu riskieren. Lasst uns also versuchen, Paulus zu verstehen und zu entdecken, ob wir aus seinen Gedanken, wie Ignatius sagen würde, einigen Nutzen ziehen können und Geschmack finden an dieser schwer verdaulichen Kost.

Paulus schreibt uns heute: „Die Schrift hat alles der Sünde unterworfen, damit durch den Glauben an Jesus Christus die Verheißung sich an denen erfüllt, die glauben.“ „Die Schrift hat alles der Sünde unterworfen“. Was meint er? Wie kann die Schrift, die doch heilig und von Gott inspiriert ist, etwas, gar alles, der Sünde unterwerfen? Man muss schon viel von Paulus gelesen haben, um diesen Satz zu verstehen. Er meint natürlich nicht, dass die Schrift zur Sünde, also zur Trennung von Gott, führt, sondern dass sie die Sünde aufdeckt. Wir meditieren die Schrift, wir sehen uns in ihr wie in einem Spiegel, und erkennen uns selbst. Mit unserer

ganzen Wahrheit. Auch mit den Schatten. Wir entdecken, dass wir nicht heil sind. Dass wir nicht vollkommen sind. Dass wir Menschen sind, Geschöpfe Gottes und auf seine Liebe angewiesen. Die Schrift deckt unsere Wahrheit auf. Die Schrift ent-deckt uns aber auch die Liebe Gottes und seine Verheißung für uns, wenn wir ihm nur glauben, wenn wir uns ihm nur anvertrauen. Dann können wir uns in seiner Liebe bergen. Vielleicht haben einige von Euch in dieser Woche eine Ahnung davon bekommen. Vielleicht wird von daher etwas verständlicher, was Paulus meint, wenn er sagt: „Die Schrift hat alles der Sünde unterworfen, damit durch den Glauben an Jesus Christus die Verheißung sich an denen erfüllt, die glauben.“ Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam, es entlarvt uns, nimmt uns die Masken weg. Aber das macht nichts, denn Gott nimmt uns diese Masken nur weg, damit er uns liebevoll in die Augen blicken kann und sagen kann: Du – Dich meine ich, Dich habe ich ins Dasein geliebt. Alle unsere Gebrochenheit, alle unsere Verletzung, alles Abgründige und Widerständige kann sich in dieser Liebe bergen.

Auch Paulus hat erst sein Versagen und dann Gottes Liebe sehr stark erfahren. Er hat von Jugend an Gott gesucht. Er wollte ihm gefallen, wollte alles tun, was Gott in der Tora, in der Weisung an sein Volk, vorschreibt. Er wollte Gott finden in der Erfüllung des Gesetzes. Vielleicht könnte man im Klartext sagen: Paulus wollte alles richtig machen, um auch sicher zu sein, dass Gott ihn liebt. Mit diesem Perfektionismus ist er grandios gescheitert. Nur eines bleibt ihm übrig: Die Liebe Gottes zu ihm, in der er sich bergen kann. Alles andere ist zerbrochen. Die Liebe Gottes ist in sein Leben eingeschlagen wie ein Meteorit, und er kann sich nur noch am Rand des Kraters entlanghangeln und sein Leben neu ausbuchstabieren. Stammelnd, erst, in seinen frühen Briefen, später mutig und kraftvoll wie im Galaterbrief. Paulus nennt das zuvor geliebte Gesetz nun Gefängnis. Er bricht aus aus diesem Gefängnis, das ihn nur in die Selbstgerechtigkeit geführt hat, und er bricht auf

in Jesu Liebe, die ein wahrer Lebensraum für ihn wird, ein Raum, den er nennt „in Christus“. Und er hält später im Galaterbrief fest: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit!“ (5,1)

Nochmal langsam zum Nachvollziehen: Erst kam bei Paulus die Sicherheit in Gott. Ein Fundament, das allerdings eher Fundamentalismus war. Dann kam das Scheitern. Dann kam die Liebe. Dann kam die Freiheit. So ähnlich sind wir auch in den Exerzitien gegangen. Erst haben wir das Ja Gottes zu uns meditiert. Dann haben wir einen vorsichtigen Blick auf das Ungelöste riskiert, auf die Fragen, die verschlossenen Stuben, die unverständlichen Bücher, das, was uns von Gott, von uns selbst und voneinander trennt, die Sünde. Darauf fiel Gottes Liebe – leise vielleicht – als Ahnung – verborgen vielleicht oder auch deutlich spürbar. Und diese Liebe, wie zaghaft auch immer wir sie erfahren, vielleicht nur als Ahnung, oder vielleicht sogar nur als Verheißung, die uns zugesprochen wird, diese Liebe stellt uns in die Freiheit. Von da aus können wir uns ausstrecken in diesen Satz: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“.

Was ist das für eine Freiheit? Diese Freiheit kommt aus dem unbedingten Ja Gottes zu uns. Gott liebt uns nicht wegen irgendetwas. Weil wir so brav oder so klug oder so fromm oder so gerecht sind. Nein, Gott liebt uns „an sich“, absolut. Seine Liebe ist unbedingt. Daraus folgt, was Paulus im Römerbrief sagt: „Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm 8,38f.). Das ist Freiheit!

Es ist zunächst eine Freiheit von. Von der Angst, doch nicht angenommen zu sein. Von der Angst, zu versagen. Diese Freiheit ist uns geschenkt. Aber sie will nicht leer bleiben. Sie sehnt sich nach dem „Du“, danach, Freiheit „zu“ etwas zu werden, sie strebt nach

Sinn und Erfüllung. Aus dieser Freiheit stellt sich neu die Frage: Wo ist mein Platz in der Welt? Vielleicht auch: Was hat Gott mit mir vor? Vielleicht ist diese Frage mir noch fremd. Aber nur mal angenommen, es wäre so? Gott, Jesus Christus, hätte Sehnsucht nach *mir*? Dass ich mit ihm unterwegs bin und seine Liebe in die Welt trage? Darf es noch ein bisschen mehr sein? Gott zwingt mich zu nichts. Aber er hat mir eine Freiheit in die Hände gelegt, die ich gestalten kann.

Eine Spur, wie ich diese Freiheit in die Waagschale für ein gelungenes Leben werfen kann, gibt uns das heutige Evangelium. Da heißt es: „Selig sind die, die das Wort Gottes hören und es befolgen.“ Es wird nicht gesagt, „Du musst“. Sondern: Selig sind! Hier wird niemand gezwungen, sondern hier wird eine Verheißung gegeben.

„Selig, die das Wort Gottes hören und es befolgen.“ Nicht bibliozistisch. Wir schlagen nicht die Bibel auf, lesen, was da steht und tun es. Gott hat die Rechnung der Offenbarung nicht ohne uns gemacht, nicht ohne den Hallraum unseres Herzens. Sein Wort fällt nicht aus dem Himmel in Hirn und Hände, sondern es klingt in unserem Herzen. Es will Resonanz finden. Es ist ein Dialog zwischen Schöpfer und Geschöpf. So hören und befolgen wir das Wort aus unserer gottgeschenkten Freiheit heraus. Und so finden wir sie erst richtig, als erfüllte Freiheit.

Bei Jesus bleiben

Von Sr. Cosima Kiesner CF, Pfronten

Überlegungen zum 21. Sonntag im Jahreskreis B, Jos 24,1–2.15–18 und Joh 6,60–69

„Das sei uns fern, dass wir den Herrn verlassen und anderen Göttern dienen“, spricht das Volk der Israeliten im Buch Josua. Dieses Thema begleitet durch den heutigen Tag und führt uns selbst erneut in die Entscheidung. Damals hatte Josua dem Volk die Entscheidung vorgelegt: „Wenn es euch nicht gefällt, dem Herrn zu dienen, dann entscheidet euch heute, wem ihr dienen wollt“. Jahrhunderte später entwirft der Evangelist Johannes eine analoge Szenerie, denn Unmut entsteht bei den Jüngern über die letzten Reden Jesu. Sein Fleisch müssen sie essen und Sein Blut sollen sie trinken, um mit Ihm verbunden zu bleiben. Diese Worte verstehen sie nicht. Die Vorstellung, das Fleisch eines Menschen zu sich zu nehmen und sein Blut zu trinken, widerstrebt ihnen. Unerträglich ist ihnen der Gedanke daran. Doch Jesus hat es gesagt, der gleiche Jesus, der in der Macht vieler Zeichen in ihnen den Glauben weckte, dieser Mensch sei von Gott gesandt. Was also sollen sie tun? Nun stehen sie vor der Entscheidung, bleiben sie bei Jesus oder verlassen sie ihn? Jesus merkt, dass sie seine Worte unerträglich finden. Das aber beeindruckt ihn nicht. Er beginnt nicht zu erklären, zu verwässern, anzupassen. Im Gegenteil: Er verschärft die Auseinandersetzung. Und am Ende ziehen sich viele Jünger zurück.

Wie ist das heute? Was bedeutet das in unserer Gesellschaft? Wo sind die Auseinandersetzungen, die mich vor die Entscheidung stellen: Bleibe ich bei Jesus? Oder gehe ich nicht mehr weiter mit Ihm? Schau ich auf die Jünger Jesu, dann sehe ich die, die Jesus verlassen. Es sind die, die die Gebote und Gesetze kennen und die

ihre Lektion gelernt haben. Sie wissen, dass sie kein Menschenfleisch verzehren dürfen, und sie wissen, dass Blutgenuss unrein macht. Jesus kann also nicht von Gott stammen, wenn Er solche Reden führt. Eine verständliche, ja logische und dennoch falsche Schlussfolgerung. Sie fühlten sich sicher im vertrauten Rahmen ihrer Religion.

Vor dieser Herausforderung stehe ich auch heute noch: Welche Worte sind mir unerträglich? Welche Verlautbarungen des Papstes und welche Tendenzen in der Kirche? Wo regt sich in mir Widerstand und Unmut? Was ist mir unvorstellbar, und was verunsichert mich, weil es im Widerspruch zu den geltenden Traditionen und Geboten zu stehen scheint? Woran messe ich heute die Botschaften und Aufrufe, die Warnungen und Einladungen des Papstes, der als Stellvertreter Jesu das Volk durch diese Zeit führt?

Durch die Jahrhunderte hindurch ist die Kirche einen Weg der Auseinandersetzung gegangen, mit immer neuen Fragestellungen und Konfliktsituationen, mit immer neuen Festlegungen und Regelversuchen. Und auch heute muss die Kirche und jeder einzelne Glaubende entscheiden, wo der Heilige Geist in den Gegebenheiten unserer Zeit zur überzeugenden Nachfolge Jesu ruft. Die Botschaft des Tagesevangeliums ernst nehmend, ist das bloße Festhalten an äußeren Regeln und Gesetzen nicht hilfreich. Die hat Jesus oft genug umgangen und durchbrochen und dabei auf die tieferen Bedeutungen, auf Herkunft und Sinn der Regel hingewiesen. Wichtiger scheint für Jesus zu sein die unterscheidende Liebe, die immer wieder gesuchte reine Ausrichtung auf Gott und die Bereitschaft, auch Fehler zu machen und daraus zu lernen. Gott lädt beständig ein, Ihn tiefer zu erkennen und Ihm besser zu dienen. Gott lädt beständig ein, immer klarer die Botschaft von der rettenden Liebe zu verkünden, die sich vollzieht, weil man sich an Jesus hält! Das ist das A und O des Glaubens und der Nachfolge: Bei Jesus zu bleiben.

Die Jünger, die sich von Jesus zurückziehen, haben ihre Entscheidung getroffen: Sie halten sich lieber an die tradierten Überlieferungen als an die neumodische Verkündigung dieses Jesus. Von ihnen ist im Evangelium nicht mehr die Rede. Die Jünger, die sich durchringen, bei Jesus zu bleiben – auch wenn sie Ihn nicht verstehen, wenn Er sie in ihrem menschlichen Denken vor den Kopf stößt, wenn Er ihre Gesetzestreue hinterfragt und ihnen scheinbar Unzumutbares zumutet – sie werden die Zeugen und Botschafter Gottes in die kommende Zeit.

Schreib auf!

Eine Anleitung zur Reflexion von Exerzitien

Von Sr. Igna Kramp Cf, Frankfurt am Main

Impuls zur Reflexion am Ende ignatianischer Einzelexerzitien, 13.10.2018

Am letzten Tag von Exerzitien mag uns ein Gefährte begleiten, der sich gut auskennt mit letzten Dingen. Er ist gleichsam ein biblischer Patron des Endes und des Anfangs, des Gegenwärtigen, was (noch) verwundet ist, und des Kommenden, das von Gott her heil und neu wird. Ich spreche von Johannes, dem Verfasser des letzten Buches der Bibel, der Offenbarung des Johannes. Ganz schlicht spricht er über sich: „Ich, Johannes, Euer Bruder“ (Offb 1,9).

Johannes ist einer, der eine tiefe Gotteserfahrung gemacht hat. Er erzählt uns davon am Anfang der Johannesoffenbarung. Er hört eine Stimme hinter sich, und als er sich umdreht, sieht er Jesus vor sich. Ein bisschen erinnert das vielleicht an Maria Magdalena, die sich im Garten umdreht und dem Auferstandenen begegnet (Joh 20,16). Johannes dreht sich um und erschrickt erst einmal, als er den Herrn erkennt. Er erschrickt sogar so sehr, dass er ihm wie tot zu Füßen fällt. Und dann erleben wir eine rührende Szene. Jesus legt seine Hand auf ihn und sagt: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, doch nun lebe ich in alle Ewigkeit, und ich habe die Schlüssel zum Tod und zur Unterwelt“ (Offb 1,19).

Jeder und Jede von uns hat in dieser Woche eine einzigartige Erfahrung gemacht. Eine Vision des Auferstandenen wie die des Bruders Johannes erscheint uns vielleicht eine Nummer zu groß. Aber vielleicht hat der eine oder die andere die Stimme Jesu erlauschen können. Wurde von Jesus berührt. Hat etwas von seinem Trost

und seiner Lebendigkeit erfahren. Verspürt, wie der Herr Tränen getrocknet und Lebensquellen eröffnet hat. Hat einen Schlüssel zum eigenen Leben von ihm bekommen. Die Erfahrungen sind sicher einzigartig. Aber vielleicht gelingt es uns doch, für einen Moment in dieses rührende Bild der Begegnung des Johannes mit Jesus einzutreten:

Stell Dir vor: Jesus steht da und legt seine Hand auf Dich.
Und sagt: „Fürchte Dich nicht. Ich bin der Lebendige“.
Und sagt: „Schreib nun auf was Du gesehen hast und was ist und was danach zu geschehen beginnt“ (Offb 1,19).

Jesus sagt: Schreib auf

- was Du gesehen hast
- und was ist
- und was danach zu geschehen beginnt

Das kann uns die Grundrichtung für unsere Relecture, unsere Reflexion der Exerzitien sein:

- Wir verkosten, was wir gesehen und gehört, was wir erfahren haben.
- Wir schauen auf das, was jetzt ist.
- Und wir blicken ein wenig voraus auf die Zeit nach den Exerzitien, wenn wieder der Alltag beginnt.

Es kann sehr helfen, die Gedanken, die dazu kommen, aufzuschreiben. Dann kann ich auch später, wenn etwas Zeit vergangen ist, noch einmal nachlesen, was in den Exerzitien geschehen ist.

Zuerst sagt mir Jesus also: *Schreib auf, was Du gesehen hast*. Ich gehe nochmal die Zeit der Exerzitien mit liebender Aufmerksamkeit durch. Ich mache es wie beim Tagesrückblick: Ich sage Dank, ich bitte um Gottes Gnade und gehe alles nochmal durch, wie einen Film, in dem ich selbst dabei bin.

- Was habe ich gesehen und gehört?
- Was habe ich empfunden? Was hat mich angerührt?
- Was hat sich in mir bewegt? Wo bin ich gewandelt worden?
- Was steht mir noch quer und bleibt noch ungelöst oder im Unfrieden?
- Was kommt mir sonst noch Wichtiges in den Sinn?

Ich halte ein Gespräch mit Jesus „wie ein Freund mit einem Freund“ (eine Freundin mit einer Freundin). – Ich schreibe auf, was mir wichtig geworden ist.

Weiter sagt Jesus zu mir: *Schreib auf, was ist.*

Ich höre in mich hinein:

- Wie geht es mir jetzt, am Ende der Exerzitien?
- Was bewegt mich jetzt?
- Was ist von meinen Erfahrungen diese Woche „geblieben“?
- Wie fühle ich mich auf der Schwelle zwischen Exerzitien und Alltag?

Ich halte ein Gespräch mit Jesus „wie ein Freund mit einem Freund“ (eine Freundin mit einer Freundin). – Ich schreibe auf, was mir wichtig geworden ist.

Das, was ist – Gegenwart als Schwellenerfahrung

Die Schwelle des „Jetzt“ ist ein besonderer Ort. Ich kann in beide Richtungen schauen, zurück und auch voraus. Drei Worte sind auf der Schwelle besonders wichtig: *langsam, leise und liebevoll.*

Langsam: Die Schwelle zurück in den Alltag ist eigentlich schnell überschritten. Aber es ist gut, wenn ich das nicht übereilt tue. Besser, ich nehme mir soviel „Schwellenzeit“, wie ich wirklich brauche. Innerlich, und wenn es geht auch äußerlich.

Leise: Ich spreche nicht sofort mit anderen über das, was ich erfahren habe. Die anderen haben keine Exerzitien gemacht und vielleicht auch keine Ahnung, wie es ist, Exerzitien zu machen. Ich überlege mir deshalb in Ruhe, ob ich etwas und wenn ja wem ich etwas erzählen möchte. Und wann der richtige Moment dafür gekommen ist. Einem anderen von einer wichtigen Erfahrung zu erzählen, kann sehr schön sein. Aber eben nur dann, wenn es auch verstanden wird.

Liebevoll: Ich versuche, alles anzunehmen, was mir gegeben wurde. Auch da, wo es vielleicht schwierig und unabgeschlossen ist. Ich nehme es in mein Herz und lasse es wachsen.

Und weiter sagt Jesus zu mir: *Schreib auf, was danach zu geschehen beginnt.*

Ich höre noch einmal in mich hinein. Was ist meine innere Sehnsucht, wenn ich an die Zeit nach den Exerzitien denke? Wo und wie wünsche ich mir Wachstum? Ich bitte Gott um das, was ich im kommenden Alltag erschne.

Was kann ich selbst dazu tun, um dieser Sehnsucht nachzugehen? Eine wichtige, aber auch schwierige Frage. Einige von Euch sind vielleicht das erste Mal in Exerzitien und spüren, wie intensiv Exerzitien wandeln und wachsen lassen. Andere von Euch haben schon früher Exerzitien gemacht. Dann steht vielleicht neben der tiefgreifenden Wandlung schon die Erfahrung, dass der Alltag seine eigene Dynamik hat und es meistens nicht klappt, auf dem Niveau der Exerzitien zu bleiben. Das führt leicht zu Enttäuschungen. Aber Vorsicht: Da kann auch der Ungeist im Spiel sein, dem es eigen ist, jenen, die sich entschlossen auf den Weg gemacht haben, Beschwernisse, Skrupel und Traurigkeiten einzugeben (Exerzitienbuch, Nr. 315). Zumal es eigentlich eine falsche Annahme ist, man könne nach Exerzitien „genauso“ wie in den Exerzitien weiterge-

hen. Das kann eigentlich gar nicht klappen. Exerzitien sind nicht Alltag. Es geht nicht darum, pessimistisch zu sein, aber doch realistisch. Es liegt nahe, nach den Exerzitien zu denken: Schade, die Nähe zu Gott, die ich erlebt habe, ist (gefühl) so weit fort. Aber man könnte es ja auch andersherum sehen. Es gibt diese Nähe zu Gott wirklich. Die gemachte Erfahrung ist echt und wahr. Ich kann mich daran erinnern als das, worauf ich auch im Alltag zugehe. Ich kann mich nach ihr ausstrecken, auch im Alltag. Und mit Geduld auf mein Leben blicken, wo eben nur langsam Wirklichkeit wird, was ich in den Exerzitien vorverkosten durfte. Entscheidend ist ja nicht das Tempo, sondern entscheidend sind die Schritte in die richtige Richtung.

Was uns zur schwierigen Frage bringt, wie es am Ende der Exerzitien mit Vorsätzen aussieht. Das möglicherweise vorhandene Gefühl, „etwas ist anders“ oder gar „alles ist anders“ nimmt ja erst einmal etwas sehr Gutes und Wichtiges auf: Gott wandelt mich in den Exerzitien und im Gebet wirklich! Und ich will daran mitwirken! Es ist gut und richtig, dies auch in den Alltag bringen zu wollen. Also: Vorsätze ja! – aber wie?

Nach meiner Erfahrung sind hier vier Punkte wichtig.

ERSTENS: Was ich in meinen Alltag nehmen möchte, ist ja nicht so sehr das, was ich in den Exerzitien getan habe, sondern das, was Gott an mir getan hat. Daher ist vielleicht der wichtigste Punkt, dass ich weiter die Ausrichtung auf Gott suche. Also das, was Ignatius zu Beginn der Exerzitien „disponer“ nennt – sich bereit zu machen (EB 1). Beispielsweise, mit weitem Herzen und mit Großmut in die Exerzitien einzutreten. Sich für Gott zu öffnen, auf dass Er (besser) wirken kann. Es kann daher gut sein, meinen Vorsatz daraufhin zu prüfen: Mache ich hier etwas? Oder bereite ich mich innerlich, dass Gott wirkt? Wenn ich nur anders werden will, stehe ich in der Gefahr, mich doch nur um die eigene Achse zu

drehen. Wenn ich aber wirklich bereit bin, mich wandeln zu lassen, ist das eine andere Sache. Auch eher eine Gnade, die ich erbitte, als eine Veränderung, die ich mir vornehme oder durchsetze.

ZWEITENS: Sich zu disponieren, ist eines. Es braucht aber auch konkrete Punkte im Alltag, wie ich mich auf Gott hin ausrichten will. Beispielsweise eine tägliche Gebetszeit. Wenn ich mir so etwas vornehme, sollte es möglichst konkret sein. Also nicht „Ich möchte auch in meinem Alltag mehr beten“. Sondern: „Ich werde jeden Tag zu einer bestimmten Zeit, z. B. gleich am Morgen nach dem Aufstehen, eine halbe Stunde die Schrift betrachten.“ Oder: „Ich nehme mir jeden Abend eine Viertelstunde für das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit“.

DRITTENS: Ein sinnvoller Vorsatz sollte nicht nur konkret, sondern vor allem auch realistisch sein. Sonst zerschellt die Konkretheit an der Undurchführbarkeit. Wenn ich mir beispielsweise vornehme, am Abend eine halbe Stunde zu beten, nachdem ich acht Stunden gearbeitet und zwei Stunden im öffentlichen Nahverkehr verbracht habe, bin ich dazu wahrscheinlich zu müde. Und da kann ich nicht einfach dauerhaft darüber hinweggehen. Gebet braucht hohe Aufmerksamkeit, daher ist es wichtig, den persönlichen Biorhythmus, die individuelle Belastbarkeit und weitere konkrete Umstände zu beachten. Es lohnt sich, Vorsätze auf ihren Realitätsgehalt zu prüfen: Ist das, was ich vorhabe, mit meinem Kräftehaushalt, mit meinen Arbeitsrhythmen, mit meinem sozialen Leben kompatibel? Manches muss ich evtl. auch im Alltag ausprobieren, try and error. Lieber mit einem ganz kleinen, realistischen Vorsatz beginnen, der Früchte bringt, als sich gleich viel vorzunehmen, was aber nie klappt.

VIERTENS: Auch wenn ein Vorsatz ganz persönlich ist, hilft es manchmal viel, sich andere Menschen zu suchen, die dabei helfen. Schon deshalb, weil etwas, das ich mir nicht nur insgeheim vor-

nehme, sondern das ich ausspreche, eine andere Realität und Verbindlichkeit gewinnt. Solche Objektivierung hilft viel. Das kann im freundschaftlichen Gespräch sein, in der geistlichen Begleitung oder auch in der Beichte. Ich werde selbst ein Gespür haben, was mir hilft und mich stärkt, mich aber nicht unter Druck setzt. Mir persönlich ist sehr wichtig, regelmäßig zu beichten, um mich immer wieder neu in das grenzenlose Erbarmen Gottes zu stellen, aus dem allein ich leben und mich wandeln lassen kann.

Wenn ich mir vornehme, im Alltag die Schrift zu betrachten, wie könnte das gehen? Wie finde ich, wenn ich mir Zeit und Raum eingeplant habe, zum „richtigen“ Text? Oder wie findet der Text mich? Eine Möglichkeit ist hier beispielsweise, sich einfach an der Leseordnung meiner Kirche zu orientieren und das Evangelium des Tages oder des kommenden Sonntags zu nehmen. Man muss nicht lange überlegen, und hört auch den Text dann im Gottesdienst nochmal. Eine gute – vielleicht bessere – Möglichkeit ist es aber auch, einfach Stück für Stück ein Evangelium zu meditieren. Am besten eignet sich dazu das Markusevangelium, weil die Erzählungen relativ kurz gehalten sind und vor allem kaum durch Redestoffe unterbrochen werden. Ich kann also beispielsweise jeden Tag oder für jede Betrachtung ein kleines Stück zur Hand nehmen und auf diese Weise mit Jesus durch sein Leben gehen. Dabei sollte ich mir alle Zeit der Welt nehmen. Der Vorteil bei dieser Vorgehensweise ist, dass ich das Evangelium und das Leben Jesu darin nach und nach im Ganzen meditiere. Auf diese Weise werde ich mit Jesus vertraut. Nach einem solchen Weg kann ich zu den anderen Evangelien übergehen oder auch zu alttestamentlichen Texten. Am besten eignen sich Erzähltexte. Wenn ich andere Texte meditiere, eignet sich besser als die ignatianische Betrachtungsweise die geistliche Schriftlesung, oder bei kurzen Worten auch, dass ich ein Wort auf meine Atem lege, also dieselben Worte eine Zeitlang jeweils mit einem Atemzug bete. Ignatius beschreibt diese Gebetsweisen am Ende der Exerzitien (EB 249–260).

Das Gebet ist der wichtigste Ort, um auch im Alltag weiterzugehen. Aber natürlich sind nicht nur Vorsätze, zu beten, möglich. Manchmal ist es sinnvoll, auch konkrete Verhaltensweisen zu ändern. Dabei ist aber wichtig, dies nicht losgelöst von der Beziehung zu Gott im Gebet zu tun. Häufig haben bestimmte Verhaltensweisen, die mir nicht zum Leben helfen, auch Gründe, und ich kann sie nicht einfach sofort lassen. Das geht manchmal erst über Jahre hinweg, wenn ich im Gebet das Wachstum und die Heilung erfahre, die solche Veränderungen erst ermöglichen. Die Aufgabe ist also zuerst, sich von der Liebe Gottes berühren und wandeln zu lassen, und erst von daher, sich wenn nötig zu ändern.

Ein Satz von Peter Faber, einem der ersten Gefährten des Ignatius, fasst gut zusammen, was ich hier zu den Vorsätzen sagen will:

*„Erbitte Dir Gnade für das Geringste,
so wirst Du auch Gnade finden,
das Größte zu wirken,
zu glauben und zu hoffen!
Richte Deinen Blick auf das Geringste,
wäge es ab, schätze es ab, um es ins Werk zu setzen,
so wird Dir Gott Größeres geben!“ (Memoriale, 153f.)*

Zwischen Hochgebirge und Halbwüste

„Allein und zu Fuß“ auf dem Camino Ignaciano

Von Sr. Magdalena Winghofer Cf, Nürnberg

Ein Pilgerbericht, veröffentlicht auf www.congregatiojesu.de

Über 400 km, fünf baskische Bergpässe, rund 250 km mehr oder weniger entlang des Ebro, der Eintritt in die Halbwüste der Moñegros. Kälte und Wind, Hitze und glühende Sonne. Bergdörfer und Großstädte, Begegnungen und Einsamkeit. Geführt von orangefarbenen Pfeilen, begleitet von Störchen, von oben betrachtet von Geiern.

All das war Teil meiner Erfahrungen auf dem Camino Ignaciano in diesem Sommer. Im Rahmen meines Terziats durfte ich 2015 an einem sechswöchigen Kurs in Manresa teilnehmen und habe dort erstmals von diesem noch sehr unbekanntem Pilgerweg gehört, der den Spuren des Ignatius auf seinem Weg von Loyola nach Manresa folgt. Seither war dieser Weg mein Traum – und vom 9.–30. August durfte ich beginnen, diesen zu verwirklichen. Insgesamt 18 Gehstage reichten nicht, um letztlich zu Fuß in Manresa anzukommen, aber für etwas mehr als die Hälfte des äußeren Weges und einen intensiven inneren Weg, vielleicht auch mit mancher Annäherung an Ignatius.

Zu Fuß gehend verändern sich Raum und Zeit: Ein Tag ist lang, äußerlich ist wenig los, im Wesentlichen besteht er im Gehen – und doch war ich am Abend oft erstaunt, wie gefüllt der Tag war. Jede Begegnung, jede äußere und innere Regung wird spürbar und bekommt Gewicht. Wenn am Morgen schon das Etappenziel sichtbar ist, oder am Mittag noch der Weg des Vortages, werden 20–30 km klein und groß zugleich.

Der Wechsel der Landschaften wird sichtbar und erlebbar

Beim Start liegt nur eine Bergkette zwischen Loyola und dem Atlantik, das Meer ist am Horizont fast noch zu erahnen. In den ersten sechs Tagen gilt es, fast jeden Tag eine Bergkette zu überwinden und sich damit vom Meer zu entfernen. Berge, die im Vergleich mit den deutsch-österreichischen Alpen erst einmal niedrig wirken (die höchsten Gipfel sind etwas höher als 1.500 m über dem Meer) – aber landschaftlich eher den jeweils ca. 1.000 m höher gelegenen Landschaften der Alpen ähneln: Die Baumgrenze liegt bei ca. 1.000 m, darüber kommen erst Gestrüpp, dann Gräser und Felsen. Eine Hochgebirgslandschaft. Im Gehen durchaus anstrengend, aber abwechslungsreich und schön, manchmal auch abenteuerlich. Auf den Hochebenen weiden Rinder und Schafe, aber auch Pferde, Esel und Schweine. Hier hat im Nebel ein baskischer „guter Hirte“, der auf dem Weg war, seine Schafe zu suchen, auch mir den Weg gewiesen.

Vom letzten Bergpass aus erfolgt der Abstieg in die Region La Rioja. Die erste Begegnung mit dem Ebro, dessen weitem Tal der Weg dann folgt. Eine Weingegend. Unter südländischer Sonne sind die Hänge voller berühmter Weinstöcke. Dazwischen Salzseen – Relikte der Erdgeschichte. Eine Region, die spürbar auch vom Tourismus geprägt ist, Pilger passen da nicht so recht ins Bild. Und doch liegt in dieser Region auch ein für Ignatius bedeutsamer Ort: Navarrete. Eine Figur des Ignatius in der Kirche erinnert daran.

Der Wein wird abgelöst vom Obst – ein Duft reifer Pfirsiche hängt in der Luft, der Weg führt durch das „Birrendorf“ Spaniens. Fast unmerklich wird es langsam trockener und heißer. Olivenbäume und Mandelbäume stehen auf Äckern, die manchmal fast nur aus Steinen bestehen. Und immer mehr dürres Gestrüpp, Disteln, trockenes Land. Und: wilder Rosmarin. Der für die Erfahrung sorgt: Die Wüste (die hier noch keine ist) duftet!

Dann wird es langsam wieder grüner, in der Nähe des Ebro ist das Land fruchtbar. Und es weht ein heftiger Wind, der bis in die Großstadt Zaragoza reicht. Die Einheimischen meinten lachend, das sei noch gemäßigt...

Hinter Zaragoza erfolgt dann auch der Abschied vom Ebro – und der Aufstieg in die Monegros, die „schwarzen Berge“ im Herzen Aragóns. Eine Hügel- und Hochebenenlandschaft mit extremer Trockenheit. Die kleinen Wacholderbüsche, die hier noch wachsen, lassen die Landschaft aus der Ferne dunkel erscheinen. Kein Wasser, kein Schatten, eine Endlosigkeit, die die Orientierung und das Gefühl für Entfernungen verlieren lässt. Und die Gewissheit, dass einem hier so schnell kein Mensch begegnen wird. Die einzigen Begegnungen sind Eidechsen und Kaninchen.

Die menschlichen Begegnungen liegen auf dem Weg davor

In den kleinen baskischen Bergdörfern, in denen jeder Fremde sofort auffällt. In vielen Dörfern bin ich sehr herzlich und offen aufgenommen worden. Manche Pause hat am Ende zwei, drei Stunden gedauert – von einem Gespräch ins nächste, eingeladen werden,... Zwischen Navarrete und Logroño, jenen 13 km, auf denen der Camino Ignaciano mit dem Hauptweg des Jakobsweges in Spanien identisch ist, kommen einem unentwegt Jakobspilger entgegen. Manchmal hat mir ein freundlicher Mensch zugerufen: Achtung, falsche Richtung! Auch ab Logroño ist der Camino Ignaciano mit dem Jakobsweg identisch, allerdings mit dem kaum begangenen Jakobsweg am Ebro bzw. Katalanischen Jakobsweg. Zwei spanische und ein französischer Pilger sind mir in diesen zehn Tagen noch begegnet. In diesem Sinne ist der Camino Ignaciano ein einsamer Weg – der auf diese Weise die Chance bietet, mit dem Menschen vor Ort in Kontakt zu kommen. Und reichlich Gelegenheit, mein Spanisch zu üben und so wichtige Worte zu erlernen wie „la ampolla“ („die Blase“ – regelmäßige Erklärung

für abendliches Hinken) oder „la cigüeña“ („der Weißstorch“ – besonders wichtig, wenn man in Alfaro, der Stadt der Störche, übernachtet). Die „Weltsprache Englisch“ endet spätestens in nicht-touristischen Gebieten Spaniens.

Wo nicht der Haupt-Pilgerstrom läuft, habe ich große Aufgeschlossenheit erlebt und viele schöne und manchmal auch berührende Begegnungen. Manchmal auch unfreundliche – „schüttelt den Staub von euren Schuhen und geht weiter“, rät Jesus. Ich habe bemerkenswerte und merkwürdige Traditionen und Feste erlebt – rund um Mariä Himmelfahrt und den Gedenktag des in Spanien offensichtlich sehr wichtigen Rochus von Montpellier (16. August) sind in fast allen spanischen Dörfern Festtage. In manchen Regionen gehören dazu auch heute noch Stierkämpfe. Ich bin froh, dass ich immer kurz davor oder kurz danach in ein Dorf gekommen bin, nie live dabei sein musste.

Und Ignatius?

Auf seinem Maultier dürfte er kaum schneller als ich vorangekommen sein. Wie er diesen Weg erlebt, dazu schreibt er in seinem Pilgerbericht nicht viel. Er berichtet von der Nachtwache in Arantzazu – auch heute noch ein großer Wallfahrtsort im Baskenland, der mit seinen modernen Betonbauten mitten in den Bergen für mich leider so gar keine Atmosphäre ausgestrahlt hat. Und er berichtet von der Begegnung mit dem Mauren. Die Wegkreuzung, an der er seinem Maultier die Wahl des Weges überlassen hat, ist im Führer lokalisiert – heute eine unspektakuläre Straßenkreuzung an einem Ortsausgang. Über das, was ihn auf dem Weg beschäftigt hat, schweigt er. Und so bleibt die Frage, was ihm im Losgehen von Loyola wohl durch Kopf und Herz gegangen sein mag. Freilich, er hatte ein großes Ziel, eine große Sehnsucht – aber an jenem Punkt, an dem Loyola das letzte Mal sichtbar ist, bevor man den Pass überschreitet und ins nächste Tal gelangt –

hat er da zurückgeschaut? War sein „Abschied für immer“ und sein Weg in eine Welt, die er noch nicht einmal aus dem Fernsehen oder Internet kannte, wirklich nur beflügelt? Und wenn er voller Ideale, Träume und Hoffnungen aufgebrochen ist – was ist mit diesen auf dem Weg geschehen? Zwischen Logroño und Zaragoza verläuft heute eine Eisenbahnstrecke, an vielen Stellen schnurgerade durch trockenes Land. Über unzählige Kilometer verläuft der Camino Ignaciano auf dem Schotterweg neben der Bahnlinie. Der „Camino de hierro“, der „eiserne Weg“, wie ihn der Pilgerführer nennt. Es gibt wenig Bäume, kaum Orientierungspunkte, die Sonne brennt ab Mittag unbarmherzig. Für mich der härteste Teil des Weges, der Denken und Fühlen leert. Die dritte Woche der Exerzitionen war mir hier sehr präsent. Auch, wenn es zur Zeit des Ignatius die Bahnlinie noch nicht gab – abwechslungsreicher und sanfter wird der Weg kaum gewesen sein. Und schließlich die Monegros: Auch Wegbeschreibung und die moderne Technik des Smartphones haben mich nicht davor bewahrt, hier die Orientierung und den Weg zu verlieren. Wie hat Ignatius hier die Richtung gehalten? Die Sonne ausgehalten? Wo hat er Wasser gefunden? Und gab es auch die Stunden, in denen er sich fragte, was er hier tat?

In manchen Momenten der „dritten Woche“ habe ich mich das gefragt. Ob ich den Weg auch gewagt hätte, wenn ich gewusst hätte, was mich erwartet, bin ich mir nicht sicher. Aber genau wie die Großen Exerzitionen endete auch mein Weg nicht in der dritten Woche. Schritt für Schritt und Kilometer für Kilometer bin ich hineingelaufen in die Erfahrung einer tiefen inneren Stille und großen Freiheit, in der an die Stelle von „Brauchen“ die Dankbarkeit tritt und am Ende nur der Weg auf Gott hin zählt. Die sieben kg Gepäck in meinem Rucksack, zwei Liter Wasser, ein paar Kekse, Nüsse und Obst waren dafür genug.

Im Auspacken zurück in Nürnberg habe ich mich wieder einmal gefragt, wofür ich all die vielen Dinge in meinen Schränken brau-

che. Mit ausgepackt habe ich einen zweiten Pilgerpass, der noch leer ist. Er steht für meine Hoffnung, den Weg eines Tages fortsetzen zu dürfen und schließlich auch zu Fuß in Manresa anzukommen...

Informationen und Wegbeschreibungen zum Camino Ignaciano: www.caminoignaciano.org

Urlaub – eine Vertrauensübung!

Von Sr. Birgit Stollhoff C7, Hannover

Erschienen in: Augsburger Sonntagszeitung Nr. 34/2018

Im Sommer habe ich mit Freunden wieder die Fuggerei besucht. Und da ist mir zum ersten Mal ein Detail so richtig aufgefallen: Jeder Hauseingang hat einen unterschiedlich geformten Klingelzug. Damit man im Dunkel das eigene Haus erkennt. Das ist genial überlegt, zumal es noch einen anderen schönen Aspekt hat: den der Individualität. In dieser kleinen Siedlung, in der die Häuser vermeintlich ähnlich sind, hat jeder Bewohner seine eigene Visitenkarte, seine individuelle Markierung am Haus. Besichtigt man die Häuser, wird deutlich: die Erbauer haben sich damals, vor 500 Jahren schon viel Mühe gegeben, den Bewohner eine Privatsphäre, eine eigene Küche und dann eine eigene Wasserversorgung zu ermöglichen. Individualität bedeutet bei Not und Enge auch Würde.

Im Urlaub, so kommt es mir manchmal vor, scheint das Gegenteil zu passieren: Wir haben viel Zeit, sind gemeinsam unterwegs in engen Ferienwohnungen oder -orten, fühlen uns zu gemeinsamen Aktionen verpflichtet. Dabei lernt man sich sehr gut kennen. Im günstigsten Fall führt das zu mehr Nähe, zu einer besseren Beziehung: Man weiß, was der Freund gerne frühstückt, hat gemeinsam die Gipfelersteigung gefeiert und abends auf dem Balkon tiefe Gespräche geführt. Eltern entdecken vielleicht neue Fähigkeiten bei Kindern und die Großeltern erinnern sich an alte Spiele. Diese gemeinsam geteilten Erfahrungen verbinden später auch im Alltag, leben nicht nur beim Betrachten der Fotos, sondern auch in den Erzählungen oder Anspielungen auf. Im besten Fall verbinden sie ein Leben lang. Die andere Seite von so viel Nähe und individuellen Bedürfnissen im Urlaub lautet: Man geht sich auf die Ner-

ven! Die Zeitschriften und Internetplattformen sind voll von Tipps und Hinweisen: Wie vermeide ich Streit im Urlaub? Ein wichtiger Aspekt dabei sind die individuellen Erwartungen: Was erwartet jeder vom Urlaub? Ruhe, Action, Kultur oder Genuss? Ausschlafen oder Joggen um 6.00 Uhr? Schwimmen, Spaziergang, Spielplatz, Wandern, Shoppen oder Buchlesen? In jeder geänderten Familien- oder Freundeskonstellation muss das neu abgefragt werden. Denn: Man lernt sich gut kennen, wenn man gemeinsam unterwegs ist. Das gilt in dieser kleinen „Mikroskop-Situation“ Urlaub, das gilt aber auch in jedem größeren Kontext. Immer, wenn Menschen sich zusammentun, in der Ehe, in einer Gemeinschaft aber auch als Kollegen im Beruf, als Ehrenamtliche im Verein, geht es auch um Erwartungen und Bedürfnisse an das Miteinander und an das eigene Tun. Inzwischen gibt es unzählige „Kommunikationsarbeiter“: Pädagogen, Psychologen, Mediatoren, Medienarbeiter und Juristen, die hier immer wieder helfen, Ziele klar zu machen und Regeln aufzustellen. Viele Individuen unter einen Hut zu bringen ist gar nicht so einfach.

Im Evangelium nach Johannes (Joh 6,60–69) wird eine Szene beschrieben, in der Jesus sehr hart erscheint. Dort stellt er es zweifelnden und murrenden Jüngerinnen und Jüngern frei, wieder zu gehen. Ich finde, es spricht für die Ehrlichkeit Einzelner, dass sie gehen. Was haben die Menschen damals in Jesus gesehen? Was haben sie erwartet? Was waren ihre Bedürfnisse an die Zeit mit ihm und an die Veränderungen? Wer ihm nachgefolgt ist, hat viel aufgegeben. Was trägt in dieser ganz besonderen Konstellation die Gemeinschaft? Es ist hier Petrus, der ganz klar benennt, was hier trägt, auch durch das eigene Versagen hindurch: Jesus hat die Ewigkeit, Jesus ist Ziel des Lebens und Fülle des Lebens zugleich. Petrus hat das große Ganze erkannt, die Motivation und das Band, das alle Kleinlichkeit und allem Egoismus unterwegs vergessen lässt. Und so ist es Petrus, der die Gemeinschaft zusammenhalten soll und wird. Die Jünger, die jetzt bei Jesus bleiben,

sind Zeit ihres Lebens und bis in unsere Zeit untrennbar miteinander verbunden, ihre Erlebnisse prägen unseren Glauben. „Du bist in unsrer Mitte, HERR, und dein Name ist über uns ausgerufen. Verlass uns nicht, Herr, unser Gott.“ – so beten deshalb bis heute die Kleriker und Ordensleute im Stundengebet spätabends in der Komplet zusammen mit dem Propheten Jeremia.

Und vielleicht ist es das, was wir gerne mal vergessen: das gemeinsame Ziel von Urlaub ist die Erholung; das Ziel einer Sozialsiedlung ist das würdevolle Miteinander aller Bewohner; in den Lebensbeziehungen das Wohl aller und die gegenseitige Liebe und das Ziel der Nachfolge ist das Reich Gottes – so, von diesem Standpunkt aus, relativiert sich doch vieles. Wie am Aussichtspunkt einer anstrengenden Bergwanderung.

Fantasieübung

Hohler Baum mit pinkfarbenem Stühlchen

Von M. Barbara Kusche Cj, Neuburg an der Donau



Der hohle Baum lädt mich ein,
hereinzukommen und Platz zu nehmen
auf dem pinkfarbenen Stuhl.
Er ist zwar klein, wird mich aber sicher tragen.
So trete ich ein – erwartungsvoll, neugierig –
und setze mich mitten in den hohlen Baum.

Was werde ich nun erfahren? ...
Die Rinde umhüllt mich bis auf den Eingangsspalt,
da kann ich ganz verborgen für andere hinausschauen.
Nach einer Weile schließe ich die Augen,
stelle meine Füße auf den Boden und
nehme seine Festigkeit wahr.
Ich fühle den Kontakt zur Erde ...
dann spüre ich die Sitzfläche des Stuhles, wie er mich trägt
und die Lehne, wie sie mir Halt im Rücken gibt...
Und jetzt nehme ich wahr,
wie der uralte weise Baum
seine Rinde wie einen leichten Mantel
um mich legt ...
schützend und stärkend ...
er schenkt mir Anteil an seiner Weisheit
und Lebenskraft.
Was hat er in seiner langen Lebenszeit
alles erlebt? ...

Allmählich steigt von den Wurzeln her
seine Lebenskraft in mich auf.
Er teilt sie gern mit mir.
Meine Fußsohlen können sie spüren,
kraftvoll strömt neue Energie der Erde
in mich ein.
Wie in der Rinde steigt sie
durch meinen Körper nach oben ...

über meine Beine zum Becken,
von dort in den Rücken bis in den Kopf.
Auch die Arme spüren diese Energie.
Zart und zugleich kraftvoll
durchfließt sie mich von innen.
Auch von außen umfließt sie mich.
Ich sitze mitten in einem Kraftfeld. ...
Es durchströmt und erfrischt, es erneuert mich.
Und ich lasse es eine Weile geschehen,
gestärkt zu werden ...

Schließlich danke ich dem Baum und
Gott, dem Schöpfer, für diese Erfahrung:

*Ich bin vor Dir, Gott, ein Geschöpf der Erde,
das Du liebst.*

*Ich bin vor Dir, Gott, aufgewachsen zum Himmel,
der mich frei macht.*

*Ich bin vor Dir, Gott, als Tochter
der Erde und des Himmels.*

*Ich bin vor Dir, Gott, und bin offen für Dich
und das Geschenk dieses Tages.*

Nach einem ausklingenden Moment der Stille bewege ich mich,
öffne die Augen und wieder ganz da in dieser Welt.

Was ist da heilig?

*Eine Ansprache zum Fest der Heiligen Familie am Sonntag
nach Weihnachten (Lk 2,41–52)*

Von Sr. Magdalena Winghofer C^F, Nürnberg

Fest der Heiligen Familie – ich gestehe, dass mich dieses Fest jedes Jahr spontan erst einmal wütend macht.

Ich weiß nicht, welches Bild sie bei „Heilige Familie“ vor sich haben. Aber vor meinem Auge entsteht unwillkürlich ein makello- ses Bild einer eben „heiligen“ Familie von Bethlehem bzw. Naza- reth – in Frömmigkeit und Eintracht, wie es im Tagesgebet heißt. Da gibt es niemals Streit. Da lieben sich Josef, Maria und Jesus in fast unerträglicher Vollkommenheit. Da kommen Alltagsproble- me nicht vor.

Und wenn es dann im Tagesgebet heißt: „In der Heiligen Familie hast du uns ein leuchtendes Vorbild geschenkt...“ – dann ist das der Punkt, an dem bei mir die Wut ansetzt. Denn dann denke ich an all die Familien, die eben nicht so heilig sind. In denen es Streit, Scheitern und Zerschlagen gibt. In denen der Alltag die Liebe auf eine harte Probe stellt und manchmal auch die Kraft nicht reicht. Und ich denke auch an all das Unheil, das in Familien geschieht, von dem ich unter anderem als Stadtjugendseelsorgerin von Ju- gendlichen immer wieder höre.

Was soll ich, was sollen wir da mit diesem leuchtenden Vorbild? Soll es uns zeigen, wie unvollkommen wir sind? Soll es denen, die unter dem Unheilen schon leiden, das Leid noch schwerer ma- chen? Soll es den Druck erhöhen, sich zusammenzureißen, alles zu ertragen, um den Schein der Heiligkeit zu erhalten?

Wenn wir dann aber an diesem heutigen Fest über das Tagesgebet hinweg beim Evangelium angekommen sind, dann frage ich mich: Woher kommt dieses Bild der heiligen Familie? Die Idee des leuchtenden Vorbilds?

Denn was in der Bibel gezeichnet wird, ist nun wirklich nicht das, was ich mir unter einer heilen Familie vorstelle: Eine junge Mutter, sicher noch nicht volljährig, verlobt. Dass sie ihren Verlobten geliebt hat, wird an keiner Stelle gesagt, ob die Verbindung freiwillig war, ist in der damaligen Zeit zumindest eine Frage wert. Dann wird sie schwanger – aber nicht von ihrem Verlobten. Er denkt über Trennung nach, gibt ihr aber noch eine Chance.

Als der Sohn 12 Jahre ist, taucht der Verlobte das letzte Mal auf – ob er gestorben ist, wie es die fromme Tradition will, oder sich dann doch noch aus dem Staub gemacht hat, wird nicht gesagt. Aber spätestens ab diesem Moment ist Maria eine alleinerziehende Mutter.

Und der Sohn? Von ihm bekennt die Kirche, er sei ohne jede Sünde, aber das Einzige, was aus seiner Jugendzeit erwähnenswert ist, ist, dass er seinen Eltern ausgerissen ist. Und als die ihn endlich finden, hat er für sie nichts anderes übrig als die rotzfreche Antwort: Selber schuld, wenn ihr's noch nicht kapiert habt. Wobei auch zu fragen ist, was das für Eltern sind, die nicht einmal merken, wenn ihnen ihr Sohn abhanden kommt, und es auch erst nach einem Tag für nötig halten, sich auf die Suche zu machen.

Egal, ob es genau so war, wie es in der Bibel gezeichnet wird oder wie wir es uns vorstellen – es drängt sich die Frage auf: Ist das eine heilige Familie?

Und dann stellt sich die Frage: Kann es sein, dass die Schreiber der liturgischen Texte wirklich so blind waren? Kann es sein, dass

sie nicht gemerkt haben, wie ganz und gar unheilig diese Familie ist, die sie ein leuchtendes Vorbild nannten? Oder ist da doch was dran – nur vielleicht ganz anders?

In gut christlicher Tradition möchte ich es wagen, den Schreibern das Gute zu unterstellen: Nämlich, dass sie sich Gedanken gemacht haben über das, was sie schreiben. Und dass sie also einen Grund hatten, diese Familie „heilig“ nennen.

Ich möchte also mit Ihnen versuchen, ernst zu nehmen, was da steht: Dass diese Familie, genau so wie die Bibel sie schildert, mit all ihren Brüchen und Fragwürdigkeiten, heilig ist.

Wenn wir uns auf diese Ausgangsthese einlassen, ergibt sich eine spannende Perspektive. Denn was ist „heilig“?

„Heilig“ ist, wo Gott ist. Und weil Gott so groß, vollkommen, rein und über allem ist, ist es wohl nur natürlich, dass wir Menschen oft davon ausgehen, dass Gott dann auch dort – und nur dort – ist, wo alles gut, rein, heil und vollkommen ist. Eine heilige Familie ist dann eben eine Familie, die sich immer nur liebt.

Wenn aber die Heilige Familie, die uns heute vor Augen gestellt wird, so ganz und gar nicht heil ist, und trotzdem heilig genannt wird, dann steckt doch darin eine entscheidend wichtige Aussage darüber, wo Gott zu finden ist: Gott ist genau da, wo es nicht heil ist. Gott ist da, wo es unvollkommen ist, Brüche und Scheitern gibt. Sei es in der Familie oder sonst im Leben. In letzter Konsequenz: Alles, was menschliches Leben ausmacht, ist Ort Gottes. Ist heilig. Denn die Heiligkeit hängt an Gott, nicht am Verhalten der Menschen.

Und das hat Folgen: Wenn Gott überall ist, ist es sinnlos, zwischen „heilig“ und „unheilig“ zu unterscheiden. Wenn Gott überall ist,

dann braucht Er keine Ihm reservierten Bereiche, die säuberlich vom Rest des Lebens getrennt sind. Wenn Gott überall ist, dann hat jedes Leben und alles, was zu ihm gehört, eine unantastbare Würde. Weil Gott darin ist.

Und umgekehrt: Niemand braucht Angst zu haben, für Gott nicht „heilig“ genug zu sein. Niemand muss verkrampfte Anstrengungen unternehmen, um „heilig“ zu werden, muss irgendetwas unterdrücken oder vertuschen, um zumindest dem Schein nach einem solchen Ideal zu entsprechen.

Vielmehr gilt die Zusage: Das, was ist, ist „heilig“. In dem Sinne, dass Gott mitten drin ist. Und das Vorbild der Heiligen Familie für uns? Vielleicht ist es genau die Erinnerung daran: Gott ist mitten in Deinem Leben, egal wie heilig oder unheilig es Dir vorkommen mag.

Versprechen eingelöst

Von Sr. Cosima Kiesner Cf, Pfronten

Erschienen in: Münchner Katholische Kirchenzeitung, 29.04.2018

Hochglanz-Drucke flattern fast täglich auf meinen Schreibtisch. Irgendwer will immer auf sich aufmerksam machen. Hier ein Superangebot für den Pfingsturlaub oder ausgewählte Goldmünzen, da ein Immobilienprospekt, dort attraktive Weinangebote für gepflegte Abende mit lieben Gästen und dann auch die ganz unverbindliche Einladung, sich jetzt schon eine exklusive Wohneinheit in der besten Seniorenresidenz zu sichern.

Unbesehen schmeiße ich diese Prospekte in den Müll und bedaure die Verschwendung des kostbaren Materials Papier. Aber inzwischen hat sich in mir ein neues Unbehagen gerührt. Was mich zunehmend verstört und mich geradezu abstößt, sind die Formulierungen, mit denen die Werbung mich als Kundin gewinnen will. Da ist die Rede vom „exklusiven“ Angebot noch harmlos, auch wenn es fragwürdig ist, was denn an einem Angebot, das in alle Haushalte geflattert kam, noch exklusiv sein soll. Viel schlimmer sind die unzähligen Versprechungen von einem glücklichen Leben, von einer wunschlosen Zufriedenheit, die mich ergreifen wird, wenn ich dieses Produkt besitze. Mit subtilen Versprechungen werden meine innersten Sehnsüchte angesprochen, die niemals, niemals ein banales Produkt befriedigen kann. Der schöne Schein der Hochglanz-Werbeprospekte trügt. Er betrügt mich in unfassbar intriganter und leider oft erfolgreicher Weise. Was da versprochen wird, ist nicht zu halten!

Wie anders erlebe ich da meinen Glauben. Auch Gott hat vieles im Angebot und wirbt ständig um mein Interesse. Aber Seine Ver-

heißungen verpackt Er nicht in Hochglanz-Prospekte mit ansprechenden Grafikmontagen und Seine Botschaft nicht in infiltrierende, banale Slogans. Bei Ihm muss ich zwischen den Zeilen der biblischen Geschichten lesen lernen und die Bildworte Jesu müssen die Kraft ihrer Botschaft in mir selbst entfalten. Das braucht Zeit. Seine Werbemaßnahmen wirken auf den ersten Blick spröde, vielleicht sogar unscheinbar, uninteressant und bedeutungslos für mein Leben. Dadurch bin ich in der Gefahr, zu schnell beiseite zu legen oder gar zu verwerfen, was doch mein Leben wirklich verändern kann. Denn erst wenn ich durchstoße zu Gott und Seiner Wahrheit, dann erst zeigt sich der Glanz und die Schönheit, die Befreiung und die Freude des Glaubens, ja, die Auferstehung aus einem begrenzten, verkorksten, ungenügenden Leben, die Auferstehung aus dem Tod. Und immer deutlicher zeigt sich: Gott löst ein, was Er verspricht.

Unsere Autorinnen:

Sr. Ursula Dirmeier CJ ist Pastoralreferentin und arbeitet derzeit als Oberin der Bamberger Schwesterngemeinschaft. Ihr Spezialgebiet ist die Spiritualität Mary Wards und die Ursprungsgeschichte der Congregatio Jesu.

Sr. DDr. Igna Kramp CJ ist Dozentin für Biblische Theologie am Theologisch-Pastoralen Institut der Diözesen Fulda, Limburg, Mainz und Trier.

Sr. Cosima Kiesner CJ leitet die Augsburger diözesane Mädchengemeinschaft *Der Neue Weg* und das ZENTRUM MARIA WARD.

Sr. M. Barbara Kusche CJ arbeitet als Exerzitienleiterin im „Haus der Begegnung“ in Neuburg/Donau mit und leitet seit 2018 zusammen mit Judith Winkler Cj die Gefährtinnen.

Sr. Beate Neuberth CJ sieht ihre Hauptaufgabe in der fast täglichen Kirchenpräsenz in der Bamberger Institutskirche (dabei sind nach Wunsch Kirchenführungen) und überträgt Chronikbücher aus der deutschen Schrift ins Digitale.

Sr. Dr. Johanna Schulenburg CJ ist Mitarbeiterin des Bereichs Spiritualität und Exerzitien im Kardinal König Haus (Wien) und Noviziatsleiterin in der Congregatio Jesu.

Sr. Birgit Stollhoff CJ ist Bildungsreferentin im Jugendpastoralen Zentrum, Studium der Theologie (Modus Fernstudium), Öffentlichkeitsarbeit für die Cj. Von Hause aus Juristin und lange in der Medienarbeit.

Sr. Magdalena Winghofer CJ ist Stadtjugendseelsorgerin und BDKf-Präses in Nürnberg und gehört zur Mitlebe-Kommunität Mamre in Nürnberg.



Ein Wort zum Abschluss

Liebe Leserinnen und Leser
von *Spiritualität konkret*,

beim Lesen dieser Ausgabe haben Sie einen Einblick bekommen, wo und wie unsere Schwestern in ganz unterschiedlichen Bereichen engagiert sind. Zum guten Schluss möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf das Projekt lenken, das für unsere Schwestern in Simbabwe gerade besonders aktuell ist: Der Neubau der Mary Ward Secondary School in Mbizo Kwekwe.

Neben der Maria Ward-Grundschule in Mbizo soll eine weiterführende Schule entstehen als wichtige Voraussetzung, um qualifizierte Berufe ergreifen zu können. Mit dem Bau wurde 2018 begonnen; die Grundmauern stehen bereits. Die Schule ist für 720 Mädchen und Jungen angelegt.

Von den 3 Bauabschnitten wurde der 1. von der Englischen Provinz der CJ finanziert. Für den 2. ist unsere Sr. Gonzaga Wennmacher unermüdlich im Einsatz. Der 3. soll durch Fundraising in Simbabwe selbst erbracht werden. Die Kosten des Projektes betragen insgesamt ca. 1.535.345 Euro.

Wenn Sie dieses Projekt unterstützen möchten, spenden Sie auf unser Missionskonto mit dem Vermerk *Neubau Sekundarschule*.

M. Sabine Adam CJ

M. Sabine Adam CJ
Provinzoberin

Pax-Bank eG
Congregatio Jesu MEP
BIC: GENODED1PAX
IBAN: DE24 3706 0193 4001 1680 16

Ansprechpartnerin:
Sr. Gonzaga Wennmacher CJ
Institutstraße 3
81241 München
Tel. (0 89) 82 99 42-40
gonzaga.wennmacher@congregatiojesu.de

Für Spenden in jeder Höhe wird eine Spendenbescheinigung ausgestellt, wenn die Adresse des selbst überweisenden Spenders auf dem Überweisungsträger vermerkt ist.



Wir bauen mit an der Zukunft für Simbabwe und suchen Spender für den nächsten Bauabschnitt der Mary Ward Secondary School in Mbizo Kwekwe.

Herausgeber: ZENTRUM MARIA WARD © Februar 2019 · Ausgabe 6
Projektleitung: Cosima Kiesner CJ
Anschrift: Planegger Straße 4, 81241 München
Fon: 089 920 754-124
zmw@congregatiojesu.de · www.congregatiojesu.de
Gestaltung: Julia Arzberger, München
Fotos: M. Barbara Kusche CJ (S. 37, 68), Julia Arzberger (Umschlag)
ISSN 2199-1634

